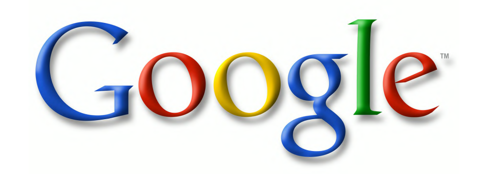
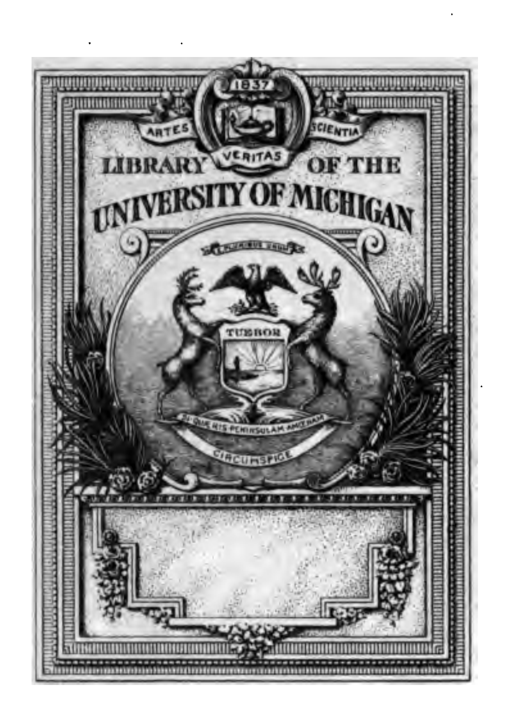
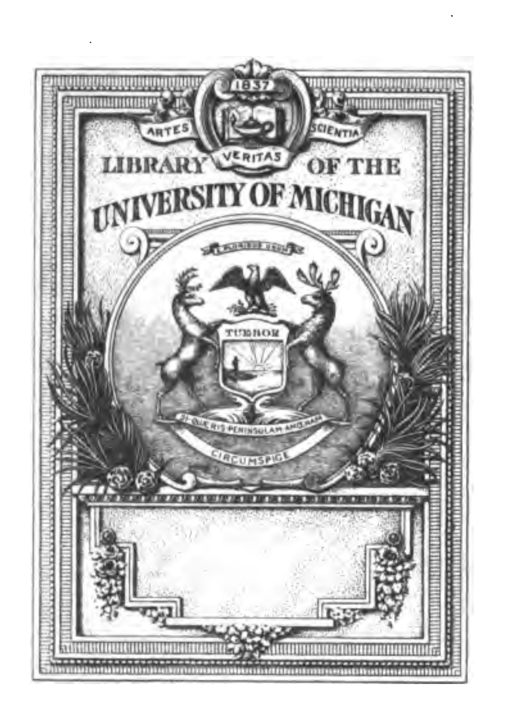




B 967,145
UNIV. OF MICH.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


RRASSOWITZ
HANDLUNG
IPZIG

Lessing's
religiöser Entwicklungsgang.

Ein

Beitrag zur Geschichte des „modernen Gedankens"

von

Alexander Baumgartner, S. J.

Motto: „Semper discentes, et nunquam ad scientiam veritatis pervenientes." 2. Tim. 3, 7.

„Es kann wohl sein, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset, und unter tausend Lesern nur einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt."

(Lessing an s. Bruder Karl. 18. April 1779.)

(Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria Laach". — II.)

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Einleitung.

Die Geschichte Lessings ist längst geschrieben, und zwar von Danzel und Guhrauer mit nahezu erschöpfender Gründlichkeit. Auch haben es Mehrere unternommen, aus dem bunten, farbenreichen Gemälde seiner vielseitigen Gesammtthätigkeit, die unruhig und wechselvoll in die Literaturgeschichte der bedeutendsten Völker und in die meisten Gebiete des Wissens sich hineinverzweigt, das Bild seines religiös-theologischen Wirkens herauszuheben und gesondert darzustellen; speciellerer Schriften nicht einmal zu gedenken, welche sich nur mit der letzten Periode seines Lebens, dem bekannten Fragmentenstreit, beschäftigen. Alle diese Schriften indeß rühren von Protestanten her und zum Theil noch von sehr liberalen, so daß der wesentlich verschiedene Standpunkt, welcher die Beurtheilung und Darstellung beherrscht, dem katholischen Leser nicht immer die erwünschte Verläßlichkeit bietet. Von katholischen Schriftstellern hat Friedrich von Schlegel Lessings Stellung zum Protestantismus und zur neueren Philosophie, Joseph von Eichendorff das persönlich-tragische Loos seiner theologischen Forschung nur in einigen Hauptumrissen gezeichnet. Die neueren katholischen Literaturhandbücher gehen meist kurz über seinen religiösen Charakter hinweg, um seine specifisch literargeschichtliche Bedeutung desto ausführlicher zu entwickeln. Ph. Laicus hat jüngst den Nathan besprochen, doch nur dem Inhalt nach, ohne weiteren Bezug auf die persönlichen Anschauungen und Bestrebungen seines Verfassers. So mag denn der Versuch gerechtfertigt erscheinen, auch katholischerseits einmal aus den Schriften und Lebensbeschreibungen des großen Kritikers eine Skizze seines religiösen Geisteslebens zu entwerfen.

Ueber die Bedeutsamkeit des Mannes, um den es sich handelt, bedarf es keiner langen Worte. Groß als Neugestalter der deutschen Sprache und des deutschen Geschmacks, als Philolog und Alterthumsforscher, als

Kritiker und Dramaturg, als Gelehrter und Dichter, steht er, mit dem Diadem der Classicität geschmückt, an den Propyläen der gesammten neueren deutschen Literatur und Bildung, der Zeit nach der erste unserer neuen Classiker, vielleicht auch dem Einfluß nach. „Er hat," wie Fr. Schlegel sagt, „den deutschen Protestantismus bis zu Ende durchgeführt und dadurch zu jener noch obwaltenden Krisis gebracht." Wenn E. Zeller die Hegel'sche Religionsphilosophie und die Kant'sche Sittenlehre bei ihm grundgelegt findet, wenn nach Gervinus das ganze Humanitätschristenthum Herders auf seinen Schultern ruht, wenn David Strauß ihn als seinen Vorläufer ansieht, und Ruge ihn als „Patriarchen der deutschen Geistesfreiheit" feiert: so ist hiermit ein noch viel weiter reichender, mannigfaltigerer und tiefer greifender Einfluß behauptet. Gesetzt auch, daß man diese Urtheile nicht ohne Beschränkung gelten lassen wollte; gewiß ist, daß viele der Losungsworte, die Lessing schon vor einem Jahrhundert in die Welt geschleudert, noch heute die Losungsworte des Tages sind: Grund genug also, dem Manne aufmerksame Beachtung zu schenken, der, wenn er nicht der Schöpfer der heutigen Cultur war, sie doch als Prophet in seinem Geiste geschaut und zum Voraus verkündet hat, und an den ein Göthe einst die Worte richtete:

„Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter;
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist."

(Xenien.)

---

1. Orthodox lutherische Jugenderziehung.

Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz geboren und zwei Tage später in der dortigen lutherischen Pfarrkirche getauft. Sein Vater Gottfried hatte ursprünglich im Sinn gehabt, sich als Professor in Wittenberg niederzulassen, aber in Folge seiner Habilitationsschrift **Vindiciae Reformationis Lutheranae ab nonnullis novatorum praeiudiciis 1717** erhielt er einen Ruf als Prediger und Katechet in seine Vaterstadt, dem er Folge leistete und treulich bis an sein Ende (22. Aug. 1770), also dreiundfünfzig Jahre lang, entsprach. Er war ein orthodoxer Lutheraner; aber allem Zelotismus fremd, wollte er die wesentlichen Glaubenslehren streng von den unwesentlichen unterschieden wissen, drang auf zähes Festhalten der ersteren, im Uebrigen aber auf Liebe, Freude und Geduld als die wahren Früchte des Geistes (Gal. 5, 22). Demgemäß war er den seichten Indifferentisten seiner Zeit ebenso abhold, wie den theologischen Feuerbränden und Kampfhähnen, lobte dagegen das lebendige Christenthum des frommen Spener und besonders die englischen Gottesgelehrten, welche sich nicht über persönliche Kleinigkeiten unter einander herumzankten, sondern „die Errungenschaften der Reformation mit würdiger Schulgelehrsamkeit gegen den Papismus vertheidigten." Von den Schriften dieser Letzteren gedachte er eine Reihe der besten zu übersetzen, und machte mit Tillotson den Anfang.

Am genauesten und anschaulichsten stellt sich uns indeß die religiöse Atmosphäre, in welcher der berühmte Herausgeber der Wolfenbüttler Fragmente aufwuchs, in den 22 Vorurtheilen vor Augen, welche sein Vater im Beginn seiner Predigerlaufbahn wissenschaftlich zu bekämpfen unternahm, und welche er am späten Abend seines Lebens noch einmal anzugreifen gedachte. Sie lauten also:

1) Luthers Reformation in den Lehr- und Glaubensartikeln sei nicht so nöthig gewesen, als man vorgegeben, und die Kirchenverbesserer hätten nicht Christi, sondern ihre Lehre und Ehre zum Augenmerk gehabt. 2) Die Kirchenverbesserung sei mit allzugroßem und dazu noch fleischlichem Eifer ange-

fangen worden. 3) Luthers erste Schriften hätten mehr Nutzen gestiftet, als seine letzteren, weil jene mit mehr Demuth und Sanftmuth abgefaßt wären, als diese. 4) So sei er auch Anfangs bescheiden gewesen, habe Widerspruch und Andersgesinnte vertragen können, hernach habe ihn der Hochmuth eingenommen; er habe geschimpft, verketzert und in keiner Kirchengemeinschaft stehen wollen. 5) Er sei von den Hohen im Lande unterstützt worden. 6) Man habe auf eigene Glaubenslehren gesehen, nicht aber auf wahres und thätiges Christenthum. 7) Luther und seine Gehilfen hätten die Lehrer und Zuhörer mehr verschlimmert als gebessert, und 8) bei der Kirchenverbesserung nicht auf die Verbesserung der Polizei Rücksicht genommen. 9) Er sei Schuld, daß die Kirchenzucht und der Kirchenbann gänzlich abgeschafft worden. 10) Er habe auf die Erhaltung und Ehre des Predigtamtes wenig gesehen und beides geschwächt. 11) Er habe lieber Anfangs allen öffentlichen Gottesdienst und äußerliche Ceremonien abschaffen, als sich mit denselben lange aufhalten wollen. 12) Er habe von der Würde, dem Ansehen und der Nothwendigkeit beider Sacramente, der Taufe und des Abendmahls, im Anfange ganz andere Gedanken als nachher gehabt. 13) Er habe die unverschämte Frechheit eingeführt, von Religionssachen alles zu predigen und zu schreiben, was man wolle. 14) Er habe mit der vorgenommenen Kirchenverbesserung unsägliche Streitigkeiten ohne allen Nutzen, aber mit vielem Schaden auf die Bahn gebracht. 15) Er sei von Zwingli und Calvinus in seiner Kirchenverbesserung nicht gehindert worden. 16) Unsere Evangelische Kirche habe nach der Lutherischen Reformation Vieles aus dem Papstthum beibehalten. 17) Das, was Lutherus gethan, sei nur als Vorbote und Morgenröthe der zu hoffenstehenden allgemeinen und vollkommenen Kirchenverbesserung anzusehen. 18) Lutheri Person, Gelehrsamkeit und Gemüthsbeschaffenheit sei Ursache, daß seine Kirchenverbesserung schlechten Fortgang gehabt. 19) Man habe bei der Kirchenverbesserung das Beste der hohen, mittleren und niedrigen Schulen nicht vor Augen gehabt, 20) nicht für die Armuth gesorgt und die Einkünfte der eingegangenen Klöster, die dazu hätten angewendet werden sollen, zu andern Absichten verschleudert. 21) Die Reformation sei ein aus sittlichen und politischen Ursachen zusammengekommenes Menschenwerk. Endlich 22) wäre es zwar kein bloßes Vorurtheil, daß Gelehrsamkeit und verbesserte Staatskunst vom Reformationswerke befördert worden; allein da die gelehrtesten Staatsleute nach Religion nicht viel fragten, so müßte man doch die dabei waltende göttliche Fügung und Regierung erkennen, ohne welche alle menschliche Klugheit und Gelehrsamkeit nichts zu Stande gebracht haben würde." [1]

Dieß waren — und es trägt dieß zur Bekanntschaft mit Vater und Sohn nicht wenig bei — dem Prediger von Kamenz nicht ketzerische oder durchaus verwerfliche Sätze (wie er denn zwar die Preß- und Redefrei-

[1] Danzel und Guhrauer, G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1850. I. 13.

heit in religiösen Dingen mit der etwas entrüsteten Censur „unverschämte Frechheit" belegt, aber doch keinem der Sätze ein eigentliches Anathem anhängt), sondern Vorurtheile, deren weitreichende Macht er dem Mangel an Studium zuschrieb, und deren Beseitigung er dadurch zu fördern hoffte, daß er vornehmlich die Werke Luthers und Melanchthons, dann aber auch Spalatin, Bugenhagen, Justus Jonas, Brentius, Urbanus Regius, Aquila und Myconius zu fleißigerer Lesung und aufmerksamerer Prüfung anempfahl. „Ein Anderes ist es," meint er, „etwas ohne Ursache verachten, und ein Anderes, etwas mit gutem Grunde widerlegen. Lege et judica, sagt ja die gesunde Vernunft. Wie kann ich aber richtig urtheilen, wenn ich ohne Fleiß und Aufmerksamkeit lese?" Bei ihm hatte ein solches aufmerksames, fleißiges Studium der ältern reformatorischen Schriften den von seinen Vätern ererbten Glauben (einer von ihnen, Clemens Lessingk, hatte 1580 die Concordienformel mitunterzeichnet) nicht nur nicht erschüttert, sondern wissenschaftlich bekräftigt und gegen alle aufgeklärten Einwürfe befestigt; warum sollten sie nicht auch auf Andere denselben heilsamen Einfluß ausüben? Daß dieß nicht der Fall war, daß die Zeitgenossen vielmehr immer weiter von den Pfaden der Reformatoren auf die breite Heerstraße französischer Aufklärung abwichen, konnte er sich nicht anders erklären, als aus Vernachlässigung jener gewissenhaften und ernsten Prüfung, und der sonst so milde Mann grollte schließlich doch den stolzen Freigeistern seiner Tage, daß sie das verachteten und schmähten, was sie nie einer gründlichen Untersuchung unterzogen hätten.

So dachte der Vater Lessings und in diesem Sinne waltete er seiner väterlichen Pflichten und seines kirchlichen Amtes. Die Mutter war eines Predigers Tochter, eine schlichte, wohlthätige, aber etwas beschränkte Frau, wie die Frauen meist sind, von strengerer religiöser Färbung, und von dem heißen Wunsch geleitet, dereinst ihren Erstgeborenen, wenn nicht als „Gottesmann" auf der Kanzel, so doch als würdigen, sittenstrengen Weltmann in einem ernsten, geachteten Lebensberuf zu schauen; entsprechend seinem Stammbaum, auf welchem dem Pfarrer zwei Bürgermeister vorangingen, diesen ein Literat und Pachtinhaber verschiedener Adelsgüter, ein Diakon und schließlich der Pfarrer Clemens, welcher die Concordienformel unterschrieben hatte.

Die Familie war nicht arm, aber auch nicht sonderlich begütert; da die Zahl der Kinder sich in der Folge noch um elf vermehrte, und die Eltern den fünf Söhnen eine gelehrte Erziehung zu Theil werden ließen,

mußten sie sich ziemlich einschränken und sahen sich auf bescheidene Einfachheit angewiesen. Dabei herrschte natürlich im Hause die strengste Religiosität. Der junge Gotthold Ephraim lernte mit dem Sprechen zugleich das Beten, wurde beim Lesenlernen schon mit Bibel und Katechismus bekannt, und die erste Poesie, mit welcher er vertraut wurde, waren die geistlichen Lieder und Spruchverse beim alltäglichen Morgen- und Abendgebet der Familie. Bald legte sodann das Beispiel und die Anregung des arbeitsamen Vaters, der neben den alten Sprachen auch das Englische gründlich kannte, neben den erwähnten theologischen Studien sich auch mit geschichtlichen abgab und eine nicht unansehnliche Bibliothek besaß, frühzeitige Keime literarischer Bildung in die Seele des lebendigen, talentvollen Knaben.

Etwas über zwölf Jahre alt kam der junge Lessing am 21. Juni 1741 an die Fürstenschule St. Afra in Meißen, ein theils nach klösterlichem, theils nach alt-humanistischem Zuschnitt eingerichtetes Knabenconvict, dem die Stiftungsurkunde als Zweck vorgesteckt hatte: „Es solle in denen Land-Schulen die Jugend zu Gottes Ehre vnd in gehorsam erzogen, in denen Sprachen und Künsten vnd dann fürnemlich in der heiligen Schrifft gelernt vnd vnterweiset werden, Auf daß es mit der Zeit an Kirchendienern vnd andern gelerten Leuthen in vnsern Landen nicht Mangel gewinne.“ In den vier Tabulaten des Gebäudes befanden sich zweiundfünfzig Zellen, von denen hinwieder jede aus einer Studier- und einer Schlafkammer bestand. In jeder solchen Zelle wohnte ein Primaner als Obergesell, ein Secundaner als Untergesell und zwei Tertianer oder Quartaner als „Untere“ oder „Unterlectioner“, welche von den beiden Andern beaufsichtigt und theilweise auch unterrichtet wurden. In den Klassen führten Decurionen oder Bankälteste eine Art von Unteraufsicht; im Hof, bei Tisch und in den vier Atrien war dieselbe an dreizehn der bewährtesten Primaner vertheilt. Ueber die ganze Schulhierarchie hatte jeweilen ein Lehrer als Hebdomadarius die Oberaufsicht, der für die betreffende Woche in der Schule wohnte, die Betstunden mit den Schülern hielt und die gewöhnlichen pädagogischen Angelegenheiten erledigte. In außergewöhnlichen und schwierigen Fällen hatte er sich an die sonnabendliche Lehrerconferenz zu wenden. Oeffentlicher Gottesdienst, Gebet und Bibelerklärung nahmen zusammen wöchentlich 25 Stunden in Anspruch. Bei Tische war Lesung, Mittags aus den historischen Büchern der heiligen Schrift, Abends aus einem lateinischen Historienbuch, damit, wie die Schulordnung sagte, „wie der Leib mit Speise gesättigt werde,

so auch die Seele ihre Nahrung erhalte" [1]. Auch die Kleidung, die sog. Schalaune (scholana) war vorgeschrieben, kam indeß zu Lessings Zeit bereits außer Mode.

Für die Mathematik und Emendation der lateinischen und griechischen Arbeiten waren die Schüler in vier, für alle übrigen Fächer in zwei Klassen, die sog. Oberlection und die Unterlection, vertheilt; diese Theilung bezog sich jedoch nur auf den gemeinsamen Unterricht. Für das Aufsteigen der Schüler waren die zwei Lectionen in je zwei Klassen und jede dieser Klassen in drei Decurien geschieden, so daß jeder Schüler, um Primaner der ersten Decurie zu werden, elf Prüfungen durchzumachen hatte. Die Lehrgegenstände vertheilten sich in folgender Weise:

In der Unterlection:	In der Oberlection:
5 Std. Religion (Kirchengeschichte u. Katechismus).	5 Std. Religion (Griechisch. Neues Testament, Schreberi lineae doctrinae fidei und Rechenbergii summarium hist. eccles.).
15 Std. Latein (Cicero's Briefe, Cornelius Nepos, Eutropius, Phädrus' Fabeln und Ovids Tristia und Epp. ex Ponto.	15 Std. Latein (Cicero's Orationes oder de officiis, Livius, Virgil, Horat.), Grammatik und Prosodie (im Winter dafür Logik und Rhetorik).
4 Std. Griechisch (Neues Testament und Grammatik).	4 Std. Griechisch (Isokrates, Plutarch, Sophokles und Dolscii versio graeca Augustanae confessionis).
2 Std. Französisch (obligatorisch).	2 Std. Französisch.
2 Std. Mathematik.	2 Std. Mathematik.
1 Std. Arithmetik.	1 Std. Geographie.
2 Std. Geschichte u. Geographie.	2 Std. Geschichte (nach Cellarius).
	3 Std. Hebräisch.

Was die Vertheilung der Zeit betrifft, so schloß sich dieser Lehrplan offenbar noch ziemlich eng an das alte, vom Mittelalter überkommene System an, in welchem die lateinische Grammatik und Syntax, dann die Poesie und Rhetorik, endlich die Logik und Metaphysik den be-

[1] Danzel erblickt in dieser Regel eine Anspielung auf T. Pomponius Atticus (Nep. Att. XIV. 1), von dem es heißt: neque unquam sine aliqua lectione apud eum coenatum est, ut non minus animo, quam ventre convivae delectarentur. Er dachte wohl nicht daran, daß sie wörtlich aus der Regel der Gesellschaft Jesu entnommen sei (Summar. Reg. 30), wie ja die Protestanten Vieles aus der Studienordnung ꝛc. der Jesuiten in ihre Schulen hinübernahmen.

günstigten Kern des Lehrstoffs ausmachten. Doch ist in der Aufnahme der Geschichte, Geographie, Mathematik und französischen Sprache auch für die untersten Klassen bereits der Uebergang zur modernen Schule bemerkbar. Was aber dem Lehrplan zumeist sein charakteristisches Gepräge gibt, ist die Unterordnung aller Theile unter die Herrschaft der protestantischen Theologie.

Die große Verlegenheit des Protestantismus war von Anbeginn, sich ohne Papst und Kirche eine Brücke hinauf in die apostolischen Zeiten und zu dem Stifter des Christenthums zu schlagen. Daher ward die Kirchengeschichte zu einem so wichtigen Gegenstand, und mußte den angehenden Gymnasiasten zugleich mit dem Katechismus und, wenn man so sagen darf, mit der dogmatischen Muttermilch eingeträufelt werden. War das jugendliche Gemüth durch diese reinigenden, dogmengeschichtlichen Processe zu „dem von allen Menschensatzungen befreiten Bibelwort" gelangt, so galt es, den inspirirten, göttlichen Sinn, nach dem Beispiel der Reformatoren, aus den Quellen des Urtextes zu schöpfen. Daher mußte schon der Unterschüler mit dem griechischen Text des Neuen Testaments vertraut gemacht werden, der Oberlectioner aber mit dem hebräischen Urtext des Pentateuchs und der Propheten. Nimmt man hinzu, daß noch bei Tisch aus der Bibel vorgelesen, daß die deutsche Bibel auch in den Religionsstunden gelesen und erklärt wurde, daß Bibelsprüche immerwährend die Gebete der Hausandachten und die religiösen Vorträge würzten, so wird es leicht begreiflich, daß die jungen Leute in kurzer Zeit zu einem hohen Grade von Bibelfestigkeit und Bibelgläubigkeit gelangen mußten. Bibelworte füllten ihr Gedächtniß, Bibelworte ertönten an allen Ecken und Enden. Vier Sprachen mußten dienen, diese Bibelworte fester einzuprägen, allseitiger zu beleuchten und unwiderleglich zu vertheidigen. Welch' tiefe Achtung vor der Macht des inspirirten Wortes diesen biblischen Unterricht belebte, mag man daraus abnehmen, daß sich noch um die Mitte des Jahrhunderts zwischen den Helmstädter Theologen Schubert und Beckling die Frage erhob, ob die der Bibel innewohnende Kraft zur Bekehrung der Menschen als eine moralische oder als eine physische gedacht werden müsse, und daß Beckling behauptete, sie sei, wenn nicht gerade eine physische, doch eine der physischen ähnliche Kraft, dergestalt, daß Jemand durch die Lesung der Bibel seine geistliche Wohlfahrt in ähnlicher Weise wie durch Anwendung eines Arzneimittels seine leibliche Gesundheit zu fördern vermöge [1].

---

[1] K. A. Menzel, Gesch. der Deutschen. XII a. 237.

Nachdem so im Glauben und in der Bibel der Hort des Heiles und der Born religiösen Wissens gründlich in Besitz genommen war, zielte der übrige Religionsunterricht dahin, den Inhalt der symbolischen Bücher mit der Bibel, oder wo das nicht ging, die Bibel mit den symbolischen Büchern in Einklang zu bringen und den so geschöpften Glaubensinhalt gegen den „päpstischen Götzendienst“ und gegen die Abirrungen aller übrigen Confessionen zu vertheidigen. Für diese polemisch gefärbte Dogmatik hatte der häusliche Streit von zwei Jahrhunderten beinahe noch mehr Stoff aufgespeichert, als die Controverse mit der katholischen Kirche: diesen kampfbereiten Sichelwagen auf dem gewohnten Geleise weiter zu ziehen, galt als die nächste Aufgabe des künftigen Predigers und Theologen. Gegen den Geist der modernen Philosophie und des bibelfeindlichen Unglaubens, der bereits in mächtigen Stößen von England und Frankreich herüberbrauste, glaubte man einstweilen noch keine außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln treffen zu müssen.

Ein wenig Philosophie auf den letzten zwei Decurien hielt man für ausreichend, um die Abiturienten auf die Wolff'sche Philosophie vorzubereiten. In dieser wurden ja alle Geheimnisse mit der Vernunft fast mathematisch ausgesöhnt, und war optimistischer Trost wider alles Ueble und Böse zu haben.

Die vielen Lateinstunden dienten einestheils dazu, den jungen Kirchendiener in der Gelehrtensprache völlig heimisch zu machen, dann ihm für sein Predigtamt und für das wissenschaftliche Leben den nöthigen oratorischen und humanistischen Schliff zu geben. Zu letzterem gehörte namentlich auch die Kunst, lateinische Verse zu machen; deutsche Poesie war damals noch unter die Allotria verwiesen.

Es ist klar, dieser Schulplan war trefflich darauf angelegt, Kirchendiener heranzubilden, welche entweder in friedlichen Dörfern das „reine“ lutherische Bibelwort verkünden oder an lutherischen Universitäten das „lautere Bekenntniß“ gegen Dissidenten aller Art vertheidigen sollten. Aber auf ein dringendes Bedürfniß der Zeit, vielleicht auf das dringendste, war er nicht eingerichtet, darauf nämlich, das Christenthum und die Offenbarung gegen vollständigen Unglauben zu behaupten.

Die katholische Kirche hatte allerdings den Kampf gegen den Rationalismus und das Heidenthum schon mehr als einmal siegreich geführt, sie war jedes Mal neu gestärkt aus diesem Kampfe hervorgegangen. Lucianische Spöttereien, Julianische Sophismen, Abälard'sche Träumereien lagen am Fuße des unbezwinglichen Felsens als zertrümmerte Wracks.

Der schärfste Denker des heidnischen Alterthums diente in der katholischen Schule als maestro di color che sanno (Dante, Inf. IV.), als Meister des natürlichen Wissens, als Hilfslehrer der Philosophie. Wie der Engel der Schule, so griffen die Theologen insgesammt die gegnerischen Einwürfe wider das Christenthum nicht nur auf, sie sammelten dieselben, wetzten und schärften sie und suchten sogar neue auszuhecken, um womöglich, den Zeitbedürfnissen schon vorgreifend, künftigen Angriffen ein Bollwerk entgegen zu stellen. Unter ihrer Hand ward die kirchliche Wissenschaft selbst ein in seiner ganzen Methode streitbares, defensiv und aggressiv wohlgerüstetes System. Als deßhalb die ersten Apostel des modernen Heidenthums gegen Wunder und Weissagung, Inspiration und Authentie der heiligen Bücher, Offenbarung und Glauben zu Felde rückten, fanden sie zwar an tausend entarteten und sittlich verkommenen Katholiken eine leicht zu gewinnende Beute, aber an der kirchlichen Wissenschaft selbst ein rationell disciplinirtes, kampfgewohntes Schlachtheer, das sich vor der wissenschaftlichen Kritik seiner Glaubensquellen und seines Glaubens nicht scheute.

Ganz anders stand es da mit dem gläubigen Lutherthum. Denn Luther hatte die menschliche Vernunft verketzert, den Aristoteles in den Bann gethan, alles Wissen von der Bibel abhängig gemacht, die Bibel aber für seine Lebenszeit seinem sic volo sic jubeo unterworfen, für die Folge der Privaterleuchtung, d. h. der Privatmeinung und der Privatwillkür anheimgegeben, welche an den eben so willkürlichen symbolischen Büchern und Synodalbeschlüssen nur eine sehr schwache und in die Luft gebaute Schranke erhielt. Allerdings stand für lange Zeit der Landesherr als Hüter des Symbolglaubens dem Prediger mit materiellen Beweisgründen zur Seite; mit Verketzerung und Verfolgung ward der Unglaube gewaltsam zum Schweigen gebracht. Als aber — in Folge des französischen Modeeinflusses an großen und kleinen Höfen — diese äußere Stütze morsch zu werden und wegzufallen begann, erhielt der bibelgläubige Prediger einen schweren Standpunkt. Die Bibel, auf welche er Alles gebaut hatte, wurde ihm kritisch in Stücke gerissen: er hatte keine Tradition, um ihre Authentie zu beweisen; er hatte kein unfehlbares Lehramt, um ihren dogmatischen Inhalt irrthumslos zu sichern und ihren göttlichen Ursprung zu vertheidigen; er hatte keine historischen Mittel, um die Revolution des 16. Jahrhunderts als Gotteswerk zu rechtfertigen; er hatte keine apologetischen Waffen, um für Wunder und Weissagung, die göttlichen Siegel der Offenbarung, einzustehen; er hatte nicht einmal

eine gesunde Philosophie, um eine Apologetik auf sie zu gründen. Mit einem vernünftig nicht zu rechtfertigenden Glauben stand er dem Unglauben gegenüber, der sich Philosophie nannte und für die Rechte der Vernunft einzustehen vorgab. In dieser ungelösten und unvermittelten Beziehung zwischen Glauben und Wissen lag die Schwäche des Lutherthums wie überhaupt der protestantischen Bekenntnisse, und der Grund, weßhalb gerade ihre begabtesten Anhänger so rasch von der Strömung der neuen, geistigen Revolution dahingerissen wurden. Dieß war auch der wunde Fleck des religiösen Lehrsystems. Kindlichen, phantasiereichen, empfindsamen Gemüthern mochte die stete Beschäftigung mit den schlichten Erzählungen des Alten Testaments, mit der Poesie der Propheten und Psalmen, mit den Lichtgestalten des Evangeliums eine gewisse Befriedigung gewähren; Knaben von schärferer Verstandesanlage mochten an den Schwierigkeiten der sprachlichen Erklärung, an dem Labyrinth dogmatischer Polemik, an dem Wirrwarr kirchengeschichtlicher Fehden Beschäftigung und Uebung ihrer Geisteskräfte finden. Aber wie jenen die volle Schönheit des in der Kirche verkörperten Christenthums mit seiner weltumfassenden, sichtbaren Größe und Herrlichkeit verschlossen blieb, so gelangten diese nicht auf die Spur einer wahrhaft rationellen, die Vernunft befriedigenden Speculation — weder den Einen noch den Andern ward ein Hort gegen die heranbrausende Sturmfluth des antichristlichen Geistes geboten.

So kam es, daß auf einer solchen Schule Klopstock den Plan einer Messiade entwarf, um später der französischen Freiheit und Gleichheit Jubeloden zuzusingen, daß Lessing predigthafte Glückwunschschreiben nach Hause sandte, um später durch seine Kritik das ganze Heer der Prediger und Theologen in Schrecken zu setzen.

So lange der junge Gotthold übrigens in der Fürstenschule der heiligen Afra weilte, war eine Veränderung seiner im Vaterhause geschöpften, gläubigen Ueberzeugung nicht zu bemerken. Aus späteren Bemerkungen, die er machte, ist zwar anzunehmen, daß das viele Bibellesen ihn langweilte und drückte; seine frühe Liebhaberei für Theophrast, Plautus und Terenz, deren Lesung er seine freien Stunden widmete, dürfte manchen wackeren Pädagogen mit gerechten Bedenken erfüllen; doch steht zugleich fest, daß er nachmals diese Jahre „im engen Bezirk einer klostermäßigen Schule“ nicht etwa als die glücklichsten, sondern als die einzigen glücklichen Jahre seines Lebens betrachtet hat — ein deutliches Zeichen, daß der gewaltige Kampf zwischen Glauben und Vernunft

damals in seinem Innern noch nicht ausgebrochen war, daß er vielmehr spielend über die tiefsten aller Gegensätze dahinhüpfte. Im Uebrigen zeichnen ihn die aus seiner Jugendzeit aufbewahrten Anekdoten als einen talentvollen, fleißigen, früh selbständigen Knaben, der, mit seiner angeborenen Frische und Keckheit, wohl nicht umsonst einem der Inspectoren als „etwas moquant" erschien. Er übersprang mehrere Klassen und war schon im Frühjahr 1746 auf der ersten Decurie der sechste Primaner. Ueber seine Reife berichtete der Rektor Grabner an den Vater: „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectiones, die Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen." Nachdem der Vater auf diesen Wink zwar nicht vom Oberconsistorium, aber vom Kurfürsten Friedrich August die Bewilligung eines Abgangszeugnisses für den siebenzehnjährigen Sohn erlangt hatte, ließ er diesen im September die Universität Leipzig beziehen. Dort sollte er sich der Theologie widmen, das Magisterium erwerben und dann — so hoffte wohl der Vater — sein Nachfolger im Predigtamt werden. Aber die Immatrikulation in Leipzig brachte den Jüngling auf ganz andere Wege, und seine religiöse Entwicklung nahm einen, jenen Erwartungen durchaus entgegengesetzten Verlauf.

---

2. Abfall vom elterlichen Glauben. — Indifferentistisches Literatenleben.

„Ich habe in der Fürstenschule zu Meißen und hernach zu Leipzig und Wittenberg studirt. Man setzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was?" So schrieb Lessing selbst im October 1754 an Michaelis. Die Theologie mochte er nicht, die Jurisprudenz auch nicht; angelockt durch Hundertmarks Vorlesungen über Chemie und Botanik, soll er es mit der Medicin versucht, aber dieselbe auf Wunsch der Eltern wieder aufgegeben haben. Schließlich legte er sich, wie er es nannte, „auf Schulsachen", d. h. auf Philologie, classische Archäologie und Studium der Antike, worin er durch Ernesti's und Christ's Vorlesungen die mächtigste Anregung und Förderung fand. Daneben hörte er Kästner über Wolff'sche Philosophie und verschiedene Zweige der theoretischen und angewandten Physik, betheiligte sich an philosophischen Disputationen und schöngeistigen Kränzchen, trug Bücher zusammen und las für sich de omni re scibili, namentlich aber die neueren Erzeugnisse deutscher Literatur.

Im Anfang waren die Studien ihm Alles. „Ich lebte," sagt er in einem Briefe, „die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich eben so selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott." Doch bald gingen ihm die Augen auf. Er bemerkte, daß man in Leipzig die ganze Welt im Kleinen sehen könne. Er suchte Genossen. Rasch nahm er den beschämenden Gegensatz zwischen seiner pedantischen Ungeschliffenheit und den „guten Sitten" seiner geriebenen Freunde wahr. Er lernte tanzen, fechten und „voltigiren", er lernte dichten und Schulden machen und gerieth endlich unter die Schauspieler der Frau Friederike Neuber, welche, nach den verunglückten Versuchen ihres Gemahls, Deutschland mit einer classisch Gottsched'schen Nationalbühne zu beglücken, mit weiblicher Zähigkeit einen neuen Anlauf zur Erreichung dieses Zieles genommen hatte.

Der Freund, der ihn erst in den Zuschauerraum und von dort hinter die Coulissen führte, war ein gewisser Mylius, ein „flottes Haus", wie man das heutzutage technisch nennen würde, der in Kamenz wegen einer aufgeklärten Satire mit boshaften Anspielungen auf Lessings Vater,

den Prediger, und Lessings Großvater, den Bürgermeister, in's Loch gekommen war und sich jetzt in Leipzig zugleich als Naturforscher, Literat und Schauspieldichter herumtrieb. Dieser leichtsinnige und unternehmende junge Mann, an Talent weit unter Lessing stehend, aber an „reichen Lebenserfahrungen" wie an Alter ihm überlegen, hatte bereits vor seiner Ankunft eine kleine Zeitschrift herausgegeben, die er den „Freigeist" nannte und in der er neben poetischen Predigten und seraphischen Oden im Cramer'schen Stil auch mitunter die eine oder andere Plänkelei gegen die herrschenden, rechtgläubigen Ansichten veröffentlichte. Diesem kurzlebigen Versuch ließ er 1747 die „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths" und 1747—48 den „Naturforscher" folgen. Für die beiden letzteren warb der „Freigeist" — denn dieser Name blieb dem Mylius — Lessing als dichterischen Mitarbeiter an, welcher denn auch die beiden Zeitschriften mit seinen Erstlingsproducten, Gedichten verschiedener Art, namentlich Fabeln und anakreontischen Liedern bereicherte. Schon auf der Fürstenschule hatte Lessing, durch Plautus und Terenz mächtig angeregt, Liebe zur dramatischen Dichtkunst gewonnen und sich selbst in einem kleinen Stück „der junge Gelehrte" versucht. Als er nun einmal ein auf der erwähnten Bühne aufgeführtes Stück im Gottsched'schen Geschmack als schal und fade getadelt und man seinen Tadel mit einem „Mach's besser!" zurückgewiesen hatte, da arbeitete er sein eigenes Stück um, spielte es durch Mylius in die Hände der Madame Neuber und hatte die Ehre, es im Januar 1748 mit nicht geringem Applaus aufgeführt zu sehen.

Es liegt auf der Hand, daß die rasche Umwandlung des streng erzogenen Fürstenschülers in einen Literaten und Theaterdichter auf seine religiös-sittliche Entwicklung nicht vortheilhaft einwirken konnte. Vor den Reizen eines heiteren, künstlerisch verfeinerten Lebensgenusses erschien die bisherige Erziehung als eine düstere, drückende Gefangenschaft, die Religion als ein trübes Gespenst, die sittliche Einschränkung als lebensverbitternder Pedantismus. Wie lachte dagegen den Jüngling die unbeschränkte Freiheit an, das frohe Reich der Bühne, die Kunst, die Poesie und das Leben! Wäre das Alles nur immer so ideal gewesen! Aber in den Kreisen der jungen Schöngeister herrschte ein lockerer und liederlicher Ton [1], ihre Preßerzeugnisse strotzten von burschikoser Ungebunden-

[1] In einem Gedicht von Mylius heißt es:

„Ich weiß nicht, von Vergnügen voll,
Was ich zuerst ergreifen soll?

heit und spotteten da und dort mit Absicht des sittlichen Zartgefühls. Trieben sie es auch nicht so schlimm, wie sie sangen und dichteten, so duftete ihr anakreontischer Pegasus doch stark nach der Kneipe und nach urwüchsig antiker Natürlichkeit. Das Hauptthema der Bühne bildeten die obligaten Liebschaften im französischen Heldenstil oder im gepuderten Reiz der Komödie. Die Schauspieler waren der Mehrzahl nach mißrathene Studenten. Daß Lessing sich so weit mit ihnen einließ, wollte selbst sein junger Freund Christian Felix Weiße, ungeachtet seiner eigenen Liebe zum Theater, nicht billigen.

Die Nachricht, daß er unter die Schauspieler gerathen, gelangte im Winter 1747—48 in die Pfarrwohnung von Kamenz. Sie wirkte wie ein Wetterstrahl. Mittelst der Nothlüge, die Mutter sei auf den Tod erkrankt, wurde der verlorene Sohn auf der Stelle nach Hause berufen. Als er aber auf den ersten Ruf sofort, mitten im Winter, halberfroren ankam, legte sich der Zorn über sein Benehmen, wie die Furcht für sein Heil. Und als sich nun herausstellte, daß er zwar nicht Theologie, aber doch tüchtig Philologie studirt habe, als er sich gutwillig fügte, ein Vierteljahr zu Hause zu bleiben und sogar eine Predigt zu machen, ja als er ein eben so großes Interesse für ernste Wissenschaft, wie für Theater und Literatur zeigte, söhnte sich der Vater vollends mit ihm aus, zahlte seine Schulden und ließ ihn um Ostern 1748 wieder nach Leipzig gehen. Dort knüpfte er alsbald seine alten Freundschaften wieder an, ging fleißiger als vorher in's Theater, war sogar immer bei den Proben, machte aus der Dramatik sein Hauptstudium und hielt mit den Schauspielern gemeinsame Kasse. Das mußte er aber büßen. Die Truppe gerieth in Verfall, sei es nun, wie eine Nachricht lautet, durch bloßes Fortziehen einiger Mitglieder, sei es, wie eine andere besagt, durch Vernachlässigung des Metiers über Galanterien. Einige, für welche Lessing Bürgschaft geleistet, gingen mit Schulden durch. Um den Gläubigern zu entgehen, blieb Lessing nichts übrig, als auch abzureisen. Er wendete sich nach Wittenberg (Aug. 1748) und neun Wochen später nach Berlin.

Seine Mutter gerieth darüber in einen unversöhnlichen Grimm gegen Mylius als den Verführer ihres Sohnes. Dem Sohn aber machte diese

---

An euerm Leichtsinn mich zu rächen,
Will ich frisch wie ein L . . . zechen,
Und meinem O . . . . gleich
Bin ich ein Held in Venus' Reich."

Das O wird auf einen gewissen Ohlenfelder, das L auf Lessing bezogen.

weibliche Rachsucht die Religion verächtlich, auf deren Rechnung er sie schrieb. Auch die Vorstellungen des Vaters vermochten nicht, ihn von der einmal eingeschlagenen Bahn eines Literaten abzuwenden, sie ließen ihm vielmehr die schöne Literatur noch reizender, die Theologie wie die Religion noch abschreckender erscheinen. Bei den beständigen Reibereien mit den Eltern verflüchtigte sich schließlich auch die kindliche Pietät so sehr, daß er sie sogar in den äußern Formen mitunter nicht mehr beobachtete.

In der Skizze des „Freigeistes", einer seiner Jugendkomödien, figurirt ein „Adrast, ohne Religion, aber voll tugendhafter Gesinnungen". Das deutet ungefähr den Standpunkt an, zu dem er in diesem Kampfe zwischen Theologie und Dramatik, Kindesliebe und Schauspielerfreundschaft, alter und neuer Weltanschauung gelangt sein mag. Genauer hat er ihn in einer längeren Apologie seines gesammten Studienlebens (vom 26. Jan. 1749) ausgedrückt, welche er an seine Eltern richtete, um sie nach einem monatelangen, peinlichen Stillschweigen über seine Uebersiedelung nach Berlin und die Fortsetzung seines Literatenlebens zu trösten. Er sagt darin:

„Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und oft, ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind, oder der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll. Die Meisten erben sie zwar von ihnen, so wie ihr Vermögen; aber sie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für rechtschaffene Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß eines der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, besser beobachtet wird, zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben."

Auf solche Weise von den religiösen Ueberlieferungen seiner Familie losgerissen, aller Theologie überdrüssig, mit entschiedener Abneigung gegen jedwede äußere Bethätigung religiöser Gesinnung erfüllt, mit dem Zweifel an aller Religion im Herzen, vielleicht auch mit einer gewissen dunkeln Velleität, die Richtigkeit des Christenthums gelegentlich einmal zu untersuchen, kam er 1748, im Alter von fast zwanzig Jahren, nach Berlin.

Berlin war schon die rechte Stadt, um auf dem Weg der Untersuchung zu einer Ueberzeugung zu gelangen. Da saß der Mann auf dem Thron, der zehn Jahre früher an Voltaire geschrieben: „Um mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit zu reden, gestehe ich Ihnen offenherzig,

daß Alles, was den Gottmenschen betrifft, im Munde eines Philosophen mir mißfällt, weil ein solcher Mann über die Irrthümer des Volkes hinaus sein muß. Lassen Sie dem großen Corneille, der nun zum alten kindischen Schwätzer hinabgesunken ist, die abgeschmackte Arbeit, die Nachahmung Jesu Christi zu reimen, und nehmen Sie das, was Sie uns zu sagen haben, nur aus sich selbst. Man kann von Fabeln reden, aber nur so, daß man sie als solche ansieht, und ich halte es für besser, ein tiefes Stillschweigen über die christlichen Fabeln zu beobachten, die durch ihr Alterthum und die Leichtgläubigkeit ungereimter und stumpfköpfiger Leute heilig geworden sind." [1] Zwar hatte der Besitz einer Königskrone den philosophischen Prinzen seither ein wenig conservativer gemacht. Schon nach einem halben Jahre hatte er die bei seiner Thronbesteigung gewährte unbeschränkte Censurfreiheit der Berliner Zeitungen wieder eingedämmt [2] und der Spener'schen Zeitung 1742 statt des Wahlspruchs „Wahrheit und Freiheit" die Umschrift „mit königlicher Freiheit" verliehen. Durch ein Censur-Edict vom 11. Mai 1749 (gerade als Lessing nach Berlin kam) erhob er sich sogar ausdrücklich als Vertheidiger der Religion und der guten Sitte, machte die Veröffentlichung aller theologischen und philosophischen Schriften von dem Urtheil dreier Berliner Geistlichen abhängig (Pelloutier, Elsner und Süßmilch) und setzte zehn Reichsthaler Strafe auf den Verkauf, 100 Reichsthaler Strafe auf den Verlag eines „anstößigen" Buches. Doch wie dieß Dekret bloß politischen Gründen [3] entsprang, so war auch seine Ausführung ohne tiefere, nachhaltige Wirkung. Der revolutionäre Glaubenszweifler Joh. Christian Edelmann, auf den es zunächst gemünzt war, blieb bis zu seinem Tode unbehelligt in Berlin. Die Censur wurde mehr nach Einflüssen bloßer Willkür und

[1] O. Klopp, Friedrich II. 2. Aufl. S. 475.

[2] „Nachdem Wir höchst mißfällig wahrgenommen, daß verschiedene skandalöse, theils wider die Religion, theils wider die Sitten anlaufende Bücher und Schriften, theils in Unsern Landen gefertigt, verlegt und verkauft werden, haben Wir, um diesem Unwesen und den daraus entstehenden übeln Folgen abzuhelfen, für gut gefunden, die ehemalige, seit einiger Zeit in Abgang gekommene Bücher-Censur wiederherzustellen ꝛc."

[3] Anno 1782 schrieb Friedrich an d'Alembert: „In Betreff der Preßfreiheit bin ich nach meiner Kenntniß der Menschen, mit denen ich mich ziemlich lange beschäftigt habe, überzeugt, daß abhaltende Zwangsmaßregeln nothwendig sind, weil die Freiheit stets mißbraucht wird, daher man die Bücher einer zwar nicht strengen aber hinreichenden Prüfung unterwerfen muß, um Alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit, wie das Wohl der Gesellschaft gefährdet, welches den Spott nicht verträgt." Oeuvres posthumes. XI. 143.

persönlicher Stellung als nach Grundsätzen gehandhabt. Während der König den Probst Süßmilch zum Besten der öffentlichen Sicherheit über ungläubige deutsche Bücher zu Gericht sitzen ließ, war am Hofe selbst das ungläubige Franzosenthum auf dem Höhepunkt seines Glanzes. Die von Leibniz gestiftete Societät der Wissenschaften war in eine französische Akademie umgewandelt, an der man höchstens aus Gnade noch lateinisch schreiben durfte. Maupertuis war ihr Präsident, D'Argens, La Mettrie, d'Arnaud führten das große Wort; Friedrich II. selbst aber war noch französischer und aufgeklärter, als die aufgeklärten Franzosen. Um das Glück voll zu machen, wurde der bei Ludwig XV. in Ungnade gefallene Voltaire an den deutschen Hof berufen. Da schöpfte man die Weisheit aus Diderot's philosophischen Gedanken, aus Rousseau's Schädlichkeit der Civilisation, aus Montesquieu's Harembriefen, aus La Mettrie's Menschenmaschine und Kunst des Genusses; da wurde (1750) der große Plan zur Encyklopädie in's Reine gebracht; da war augenblicklich die Brutstätte der revolutionären Idee und das Paradies aller Apostaten. Lessing konnte hier den modernen Deismus, Atheismus und Materialismus, wenn er wollte, an der Quelle studiren.

Aber um eine Prüfung religiöser Ueberzeugungen, um Philosophie oder Theologie war es ihm in Berlin ganz und gar nicht zu thun. Mylius war dahin gegangen, um die Redaction der Rüdigerischen (später Vossischen) Zeitung zu übernehmen. Lessing war ihm gefolgt, weil er abermals in Geldverlegenheit gerathen war [1] und in der preußischen Königsstadt leichter als anderswo sein tägliches Brod, literarischen Erfolg und eine feste Existenz zu erringen hoffte. Er ordnete eine große Bibliothek, verdeutschte ein Stück von Rollin's Römischer Geschichte, begann eine Schrift des Königs über Crebillon in's Deutsche zu übertragen, lernte Spanisch, übersetzte an einem Stück Calderons und studirte die Musternovellen des Cervantes, schrieb über die Pantomimen der Alten und über Plautus' Leben und Schriften, vertiefte sich an dem „Griechischen Theater" Brumoy's in das Studium der antiken Bühne, pflog Verhandlungen, um in Wien oder anderswo Schauspieler oder Schauspieldichter zu werden, gab mit Mylius eine Vierteljahrsschrift „zur Historie

[1] „Nach Hause komme ich nicht," schreibt er in einem Briefe, „auf Universitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen (der Brief ist an die Eltern) diesen Aufwand nicht zumuthen kann."

und Aufnahme des Theaters“ heraus und übernahm endlich theilweise die „Gelehrten Beiträge“ zur Vossischen Zeitung und das Beiblatt derselben, „das Neueste aus dem Reich des Witzes“, das vom April bis December 1751 erschien. In diesem Wirrwarr von Studien und Projecten, von denen die meisten sich auf dramatische Kunst bezogen, war keine Zeit, den abgethanen Glauben einläßlich zu prüfen oder sich ein neues Religionssystem zurecht zu legen. Er nahm inzwischen die verschiedenen religiösen und antireligiösen Einflüsse seiner Lektüre und Umgebung in sich auf und suchte sich mit Bezug auf die Preßerzeugnisse des Tages seine eigene Ansicht zu bilden.

Der Standpunkt, den er hiebei gewann, war zunächst derjenige der praktischen, religiösen Toleranz und Indifferenz in literarischen Dingen. Wie er sich in letzteren, rücksichtlich der Kunstansichten, zwischen Gottsched und den Schweizern eine unabhängige Stellung wahrte, so las er Katholiken und Protestanten, Encyklopädisten und Stocklutheraner, französische Materialisten und englische Deisten, spanische Romantiker und heidnische Classiker, Alles bunt durcheinander, wie er es traf, ohne irgend eine Rücksicht auf's „reine Evangelium“ und auf die einseitigen Anschauungen und Gewissensbedenken seiner Bekenner. Was ihm zusagte, nahm er auf, und stammte es auch aus jesuitischer Quelle; was ihm mißfiel, das verwarf er, und mochte es auch der König von Preußen vergöttern. Er lobte Rousseau's Eifer für männliche antike Tugend, nahm aber ganz im Geiste Voltaire's die Interessen der materiellen Cultur und Civilisation gegen die kunstfeindliche Naturbegeisterung des wilden Demokraten und Notenschreibers in Schutz; er wählte den Jesuiten Brumoy zum vorläufigen Geleitsmann in seinen dramaturgischen Studien, sah sich aber eben so fleißig nach allen Perlen des Herrn von Voltaire um; er geißelte die schmähliche Schamlosigkeit eines La Mettrie und d'Argens, verschmähte es aber auch nicht, in seinen Kritiken gelegentlich eine kleine französische oder englische Unanständigkeit zum Besten zu geben; er vertheidigte die religiöse Dichtung Klopstocks gegen die lächerlichen Angriffe eines Doctor Triller, ließ aber dessen unglückliche Nachahmer die ganze Schärfe seiner Kritik empfinden. Der höhere Gesichtspunkt, der ihn leitete bei der Beurtheilung der verschiedenen Ansichten, war lediglich die Kunst. Für diese hatte er feste Normen an seinem Talent, wie an seiner tüchtigen, classischen Bildung; daher tritt auch in seinem ästhetischen Urtheil eine männliche, selbständige Reife zu Tage. Aber in Bezug auf die religiösen Fragen der Zeit weiß der sonst so helle, schlagfertige Kopf nicht

Posto zu fassen. Unentschlossen geht er um sie herum, mit offenbarem Ekel vor den schalen Berliner Encyklopädisten, mit noch größerem Ekel vor den protestantischen Apologeten, mit einer unwirksamen Ehrfurcht vor dem Christenthum und mit der Besorgniß, dasselbe könne eine streng-wissenschaftliche Prüfung nicht bestehen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, was er über die Messiade sagt [1]:

„Wenn der Verfasser des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion. Und dieses ist er, mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihr Beweisen nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite sie in allem dem Glanze vorzustellen, wo sie unsere Ehrfurcht verdient. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gerne seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in Bewunderung verliert. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte; gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unseres Wunsches. Wenn dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den Meisten ein unbestrittener Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist."

Man sieht aus dieser Stelle, wie dem jungen Lessing schon der große Kampf der Zeit um Christenthum oder Unglauben klar und scharf vor Augen schwebte. Und doch, der witzige Fragmentist hat es nicht versucht, den Witzen Voltaire's seinen Witz, dem sogen. Scharfsinn der Encyklopädisten seinen Scharfsinn entgegenzusetzen; der tiefblickende Kritiker überläßt es Andern, für die von allen Seiten angefochtene Religion einzutreten. Konnte er eine Religion ernstlich für die wahre halten, welche sich nur mit frommen Wünschen und poetischem Zauber vertheidigen läßt? Konnte es ihm ernst gemeint sein, wenn er die Unhaltbarkeit des Christenthums als ein Unglück bezeichnet?

In ähnlich unentschiedener Weise spricht er sich über die Moralität aus. „Auch die Sitten," sagt er, „haben ihre Moden. Ein Jüngling aus dem vorigen Jahrhundert würde mit seiner jungfräulichen Schamhaftigkeit, mit

[1] Ueber Klopstocks Messiade, über Piron, Doctor Triller 2c.

seiner blöden Bescheidenheit jetzt eine sehr lächerliche Figur machen. Es war eine Zeit, wo man ein Frauenzimmer, welchem man in unseren Tagen das Lob eines lebhaften Frauenzimmers, die ihre Welt kennt, beilegt, wenigstens in's Tollhaus gebracht hätte. Es wird eine andere kommen, und es wäre Schade, wenn sie nicht kommen sollte, da es der Wohlanständigkeit gemäß sein wird, ein guter Christ zu heißen, so wie es jetzt die Artigkeit erfordert, sich für nichts Schlechteres als einen Atheisten, so lange man gesund ist, halten zu lassen. Wenn man in gesitteten Ländern vom Anfange an alle diese Abwechselungen in besondern Büchern aufgezeichnet hätte, so würde man diese Bücher nicht besser als die Schandchronik des menschlichen Geschlechtes nennen können."

So weit diese Abwechslungen nur den Abfall von dem christlichen Sittengesetz in sich schließen, würde ihre Aufzeichnung (Culturgeschichte) allerdings bloß die Schandchronik des menschlichen Geschlechtes sein. Aber gab es nicht auch solche Abwechslungen zum Bessern? Würde die Rückkehr zu christlicher Zucht und Sitte nicht Stoff zu einer Ehrenchronik bieten? Ist die Zeit nicht zu ersehnen, wo es ein Ruhm sein wird, ein guter Christ zu sein? Lessing deutet wohl auf den Zusammenhang von Christenthum und guter Sitte hin; aber er begnügt sich mit der Wohlanständigkeit, ein guter Christ zu heißen. „Es wäre Schade", wenn diese christliche Modezeit nicht käme; aber ein dringendes Bedürfniß ist sie ihm nicht. Entsprechend dem bloß auf Beschäftigung der Einbildungskraft speculirenden Dogma, gilt ihm auch die Sittlichkeit als bloße Mode: ein trüber sittlicher Standpunkt, ohne Halt und Mark, von dem der Encyklopädisten nur durch äußere Zufälligkeiten geschieden! Denn als solche sind auch die glücklichsten Naturanlagen und die edelsten Volkseigenschaften in Bezug auf die echte wahre Sittlichkeit zu betrachten, weil diese ohne Religion, ohne Gebet und Gnade von Oben in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge nicht bestehen kann.

Da Lessing nun auf Gnade, Gebet und äußerliche Religionsübung nicht sonderlich viel gab, ja sogar zweifelte, ob es schicklich sei, in den Ereignissen des täglichen Lebens, in Krankheiten u. dgl. die Fügung einer allwaltenden Vorsehung anzuerkennen, so wird es Niemanden befremden, daß er, zwischen Protestantismus und Unglauben gestellt, die ganze Revolution der halben vorzog und weit mehr Zuneigung zu den Encyklopädisten, namentlich zu Diderot [1], fühlte, als zu den protestantischen Theologen.

[1] Diderot galt ihm auch als der beste französische Kunstrichter.

„Unser Verfasser,“ schreibt er von diesem im „Neuesten aus dem Reich des Witzes“, „ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe machen, Wolken zu machen, als sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit“,
v. Kleist.

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düsteren Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweiser wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen.“

Den nöthigen Commentar zu diesen jugendlichen Anschauungen hat vierzig Jahre später die französische Revolution geliefert [1]. Was Lessing abhielt, mit vollen Segeln der unter königlicher Flagge zur Revolution steuernden Aufklärerei zu folgen, waren Eigenschaften und Umstände, wie wir sie oben als glückliche Zufälligkeiten bezeichnet haben: sein deutsches, der Affectation im Ganzen abgeneigtes Gemüth, sein kräftiger, selbständiger Charakter, die ernstere Richtung, welche er durch seine strenge Jugenderziehung erhalten hatte und welche von den leichtsinnigen Leipziger Tagen doch nicht ganz hinweggespült worden war, seine Sorge um's tägliche Brod und um eine unabhängige Stellung, sein edlerer Sinn, welcher von der mit glatter Höflichkeit übertünchten Unfläthigkeit der sittenlosen Franzosen zurückschrack, sein Abscheu vor Kriecherei und endlich jener wackere, biedere Volksgeist, welcher auch im protestantischen Deutschland so lange und zähe dem französischen Aufkläricht trotzte und ihm vielerorts noch über ein Jahrhundert lang Stand hielt. Wie man indeß die deutsche Gemüthsart Lessings und sein Selbstgefühl in vielen Stücken anerkennen muß, so ist doch Beides nicht übertrieben zu preisen. Wenn er sich daran machte, Briefe des großen Königs zu verdeutschen, so lag neben dem „nationalen Werth einer solchen literarischen That“ auch die Möglichkeit nicht ferne, die Huld oder wenigstens die Aufmerksamkeit des „Allerhöchsten“ auf sich zu ziehen; und sollte er nie so hoch gezielt haben,

[1] Vgl. G. Forsters Briefe. II. 439. 440. 549. 567. „Seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist,“ sagt dieser Jakobiner, „ekelt sie mich an. Die Herrschaft oder besser die Tyrannei der Vernunft, vielleicht die eisernste von allen, steht der Welt noch bevor. Wenn die Menschen erst die ganze Wirksamkeit dieses Instrumentes kennen werden, welche Hölle um sich her werden sie schaffen!“

so hat er doch dem Herrn von Voltaire als Uebersetzer gedient, und wurde als solcher einige Zeit täglich an den Tisch des „größten Mannes" geladen. Es kann ihm solches, mit Rücksicht auf seine knappen und schwierigen Geldverhältnisse, kaum zum Vorwurf gerechnet werden; aber es ist immerhin ein Zusammentreffen, das auf die Geschichte des „deutschen Nationalbewußtseins" nicht zu vergessende Streiflichter wirft und auch auf die religiöse Entwicklung des deutschen Kritikers nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Es handelte sich um den berüchtigten Proceß Voltaire's gegen Abraham Hirsch wegen der sächsischen Steuerscheine, bei welchem die „Zierde des Jahrhunderts" sich neben einem schriftlichen Meineid noch zwei Fälschungen von Handschriften zu Schulden kommen ließ. Die vielen Schreibereien, welche der Proceß erheischte, verfaßte der in Streithändeln erfahrene Voltaire selbst, und die Feder, welche einst den Nathan schreiben sollte, wurde von Voltaire's Secretär, Richier, angeworben, um die sauberen Actenstücke des „Göttlichen" gegen den armen Abraham zu übersetzen. Friedrich selbst hat den schönen Handel in einem Drama Tantale au procès verewigt. Welchen Eindruck aber Lessing von den beiden Litiganten mitnahm, ist aus einem seiner Epigramme zu ersehen:

„Und kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr Voltaire war ein größerer Schelm als er."

Es war hier ein schöner Stoff zu einem dramatischen Versuch gegeben. Das Stück wäre kurzweiliger geworden, als Philotas, und wahrer, als Nathan. Ein pfiffiger Jude überboten von einem noch pfiffigeren Apostaten, und beide von einem philosophischen Saladin in eine Komödie gebracht, das hätte die Allerweltsreligion der Zukunft und ihre Moral nach der vollsten Richtigkeit gezeichnet. Doch Lessing scheint die merkwürdige Wirklichkeit später ganz vergessen zu haben, um die Niedertracht des philosophischen Patriarchen einem katholischen Patriarchen anzudichten und den dummen Abraham in einen weisen Nathan zu verklären. Für den Augenblick hat sich übrigens, soweit sich aus seinem Benehmen abnehmen läßt, weder sein Rechtssinn noch sein Selbstgefühl gegen das gemeine Treiben des egoistischen Religionsspötters empört. Nahm er sich doch die Mühe, dessen Verse metrisch zu übersetzen, und pries er ihn sogar in der Vossischen Zeitung als den wahren Dichter:

„Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.“

Als Voltaire im December 1751 von Potsdam zurückkehrte, wo er eben sein „Jahrhundert Ludwigs XIV.‘ vollendet hatte, bemühte sich Lessing angelegentlich, den ersten Band, den er noch vor Uebergabe in den Buchhandel ungeheftet bei Richier getroffen, auf ein paar Tage nach Hause nehmen zu dürfen. Aber dieses freundschaftliche und hochachtungsvolle Interesse sollte ihn gerade auf immer mit Voltaire entzweien. Unglücklicher Weise gelangte der noch ungebundene Abdruck im Vertrauen erst an einen Freund Lessings, Namens Drechsel, von diesem in die Hände eines Herrn von Schulenburg, und hier erblickte ihn eine begeisterte Verehrerin Voltaire's, die Gräfin Bentinck, die sich bereits eifrigst nach dem Buche umgesehen, aber desselben noch nicht hatte habhaft werden können. Diese beklagte sich bei Voltaire, welcher sofort das Exemplar einforderte. Lessing war indeß zufällig abgereist und Richier konnte ihn nicht finden. Nun war Feuer im Dach; Voltaire witterte sofort den Versuch eines diebischen Nachdrucks, fiel wüthend über seinen Schreiber her, dictirte ihm eine Anklageacte gegen Lessing in die Feder, jagte ihn fort, bevor Lessing noch antworten konnte, und brachte diesen nach Möglichkeit in Verruf. Bei dem großen Ansehen, das Voltaire als Günstling des Königs genoß, wagte Lessing nicht, nach Berlin zurückzukehren; er ging nach Wittenberg. Er und Voltaire blieben auf Lebenszeit geschiedene Leute.

Die Rache, die Lessing sechzehn Jahre später an Voltaire nahm, ist weltbekannt. Er malte ihn in der Hamburger Dramaturgie als einen Ignoranten, Abschreiber, Schwätzer, Schwindler und eitlen Gecken, gab ihm einen Januskopf und drückte diesem das „raupengeheuerliche Jesuitenhütlein“ in die Stirne. Von dem Einfluß der Encyklopädisten wurde er durch den verdrießlichen Zwischenfall nicht ganz abgelöst, aber doch theilweise an die festeren Ufer des deutschen Gelehrtenthums zurückgetrieben, und genöthigt, die Keime der französischen Aufklärung auf deutschem Boden und in vorwiegend deutscher Art weiter auszubilden.

3. Formulirung der Toleranzidee unter Bayle'schem Einfluß. Erste Angriffe auf das orthodoxe Lutherthum in den „Rettungen".

Der Sprung von Berlin nach Wittenberg war, bei aller Kürze der Entfernung, ein Sprung von einer Welt in die andere! Dort das bunte Treiben einer wachsenden Residenz, Aufklärung und Fortschritt, Soldatenlärm und politische Regsamkeit, Schöngeisterei und unruhiges Literatenthum, Theater und Pantomime, französische Beweglichkeit und Neuerung in allen Kreisen — hier der würdige, einförmige Pendelschlag der alten Zeit, Predigt und Betstunden, theologische Vorlesungen und fromme Kränzchen, steife Disputationen und grimmig-ernste religiöse Fehden, tausend Erinnerungen an den „Heiligen des Herrn" und inquisitorischer Eifer für die Reinerhaltung seiner Lehre. Lessings Vater begrüßte den Umzug seines Sohnes von der „gottlosen Königsstadt" in die „fromme Gottesstadt" mit dem innigsten Jubel des Herzens. Er hatte einen jüngeren Sohn dorthin geschickt zum Studium der Theologie; auch für den älteren hoffte er nun wieder. Sollte derselbe, mitten im Sonnenglanze der Gottesgelahrtheit, sich nicht bewußt werden, daß die Königin der Wissenschaften noch etwas gelte, daß Weisheit und Tugend, Ehre und anständiges Brod in ihren Diensten zu haben sei? Sollte er nicht, den verderblichen Reizen der Bühne entrückt, sein Barbiton an den Nagel hängen und statt Schulden Fortschritte in den Wissenschaften machen?

Dem Sohne war der plötzliche, unfreiwillige Umtausch weder so willkommen noch so hoffnungsreich. Er hatte bereits alle Gelehrsamkeit, auch die Gottesgelehrtheit, in den Dienst der Kunst und der Literatur genommen; der Liebling seines Herzens war das Theater und die dramatische Kunst. Hundert Projecte, die er angesponnen, waren durch die gewaltsame Veränderung zerrissen und in Wittenberg war keine Aussicht, sie wieder aufzunehmen oder neue anzuspinnen. Doch bei der Vielseitigkeit seiner Anlagen, seiner Lust an gelehrten Studien, seinem elastischen Anpassungsvermögen und seinem Widerspruchsgeist, der Gegensätze

liebte, ward es dem jungen Dichter nicht schwer, sich in die neue, gleichsam zufällig herbeigeführte Lage zu schicken. An einfaches Leben und Entbehrung hatte er sich längst gewöhnt; es kostete ihm keine Mühe, mit seinem Bruder die knappgemessene Civilliste eines armen Studenten zu theilen und dabei noch munter zu sein wie ein König. War ihm weniger Gelegenheit geboten, moderne Literatur zu treiben, so warf er sich mit um so mehr Eifer auf die alte, studirte namentlich Horaz und Martial, griechische, römische und neulateinische Epigrammatiker; hatte er weniger Anregung zu neuen Plänen, so sah er ältere wieder durch, feilte an seinen Jugendarbeiten und bereitete eine Sammlung seiner bisherigen Werke (Gedichte, Epigramme, Dramen 2c.) zum Drucke. Vermißte er die Bühne, um neue dramaturgische Beobachtungen anzustellen, so hatte er um so mehr Zeit, die schon gemachten genauer zu untersuchen und sich in die unvergänglichen Meisterwerke der Alten zu vertiefen. Auf den Wunsch der Eltern bewarb er sich um den Magistergrad, auf den er persönlich nicht viel hielt, und unterwarf sich den hiezu nöthigen Vorbereitungen. Einmal überwand er sich sogar so weit, an Stelle eines seiner Freunde eine Leichenrede zu halten; der officielle Ernst wollte ihm indeß nicht behagen, und er verspottete sich selbst in dem Epigramm:

„O Redner! Dein Gesicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Mund erbärmlich spricht.
Eh' du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht."

Auch in Bezug auf seine Studien machte Lessing dem Vater mehrfache Zugeständnisse; allein der Geist der Zeit war bereits zu tief in seine Seele gedrungen, als daß er an der lutherischen Theologie hätte Geschmack finden oder auch nur zum Glauben seiner Jugendjahre froh und freudig zurückkehren können. Der mächtigere Genius, der seine religiöse Denkweise beherrschte und ihn immer mehr in den Wirbelstrom des Zweifels hineinriß, war nicht, wie man glauben sollte, einer der Encyklopädisten, sondern einer ihrer Vorläufer, ein Mann des vorausgegangenen Jahrhunderts: Peter Bayle.

1647 in Südfrankreich geboren, Sohn eines calvinistischen Predigers und im strengsten Calvinismus auferzogen, studirte Bayle anderthalb Jahr lang Philosophie bei den Jesuiten in Toulouse, convertirte schon nach einem Monat, schwur auf das unermüdliche Drängen seiner Verwandten die katholische Religion nach Jahresfrist wieder ab, suchte seine Glaubenszweifel in heiterem Weltleben und philosophischen Studien los zu werden,

lebte einige Zeit als Hauslehrer in Genf und wurde dann Philosophie-Professor an der calvinistischen Universität in Sedan. Durch den Widerruf des Edictes von Nantes 1681 von der aufgelösten Anstalt nach Holland verschlagen, widmete er sich neben seinen historisch-kritischen und philosophischen Studien der religiösen Polemik, die er indeß wegen der strengen Censur durch Anonymität und literarischen Humbug zu maskiren genöthigt war. Obwohl er an den Calvinismus ebensowenig als an irgend ein anderes christliches Bekenntniß glaubte und mit calvinistischen Autoritäten in andauernde Händel gerieth, war er doch über den Widerruf des Edictes von Nantes furchtbar erbittert, und wandte alle Schärfe seines zweifelsüchtigen Verstandes und alle Hilfsmittel seiner außerordentlichen Belesenheit an, um in Flugschriften und Büchern, wie durch journalistische Thätigkeit nicht diese oder jene Religion, sondern alle und jede Autorität, die Ausschließlichkeit der Wahrheit, die Ausschließlichkeit der Religion, die Ausschließlichkeit des Christenthums in allen seinen Formen, die Berechtigung einer Staatsreligion überhaupt zu bekämpfen. Je mehr er auch in der Philosophie der Skepsis huldigte, so daß selbst ein Leibniz daran verzweifelte, seine eigentlichen Ansichten feststellen zu können: desto lauter und eindringlicher verlangte er öffentliche Berechtigung für alle Ansichten, gesetzlich anerkannten Spielraum für allen, auch den religiösen Zweifel. Toleranz ist sein Losungswort, Trennung der Philosophie von der Theologie sein Ziel auf wissenschaftlichem Gebiete, unbeschränkte Cultus-, Lehr- und Preßfreiheit seine Forderung an die Politik. Sein höchstes Ideal ist, daß sich die Völker aus den positiven Religionen nicht viel machen, um in thätigem Wetteifer um die Palme der Liebe und Menschenfreundlichkeit zu ringen. Einerseits aus seinem eingewurzelten Vorurtheil, daß das Dogma, d. h. die positive Religion, der größte Feind jener philanthropischen Liebe sei, und aus der langjährigen Gewohnheit anderseits, die Religion verkappt und verdeckt zu bekämpfen, ging nach Abfassung mehrerer kleiner Schriften der Plan eines großen, monumentalen Werkes hervor, welches alle positiven Formen des Christenthums auf dem Wege kritisch-historischer Untersuchung untergraben sollte. Es ist sein berühmtes Dictionnaire historique et critique (4 Bde. Fol. Rotterdam 1720). „Als Anekdotenschatz des Weltalls," sagt Villemain, „Compilation zugleich und dialektisches Gebäude, philosophischer als alle Gelehrten, ein kolossales Magazin des Wissens und des Unglaubens, war sein Werk wie gemacht, einem geistreichen Jahrhundert das Studium zu ersparen (!) und es zugleich mit Argumenten zu versehen." Dieß umfangreiche, auf

die weitesten Kreise berechnete Werk ist nicht nur die Grundlage der französischen Encyklopädie, sondern zugleich das Vorbild für zahllose Sammellinsen ähnlicher Tendenz geworden. Es wimmelt darin von unverbürgten Anekdoten, falschen Citaten, unrichtigen Beurtheilungen, offenen Sophismen und aller Art von widerlichem Schmutz; aber an die Aufspeicherung dieses jämmerlichen Reichthums sind neben einer beißenden Ironie, einer hämischen Polemik, einer ätzenden Zweifelsucht zugleich ein ungeheures positives Wissen, eine staunenswerthe Bücherkenntniß, eine scharfe Dialektik, das Leben und Talent eines äußerst begabten Gelehrten verschwendet. Der dämonische Spott und Zweifel Voltaire's steckt bei Bayle im ernstern Feiergewande der ausgedehntesten Gelehrsamkeit. Er schleudert das Programm des Unglaubens nicht zürnend oder höhnend in die Welt; mit der gewichtigen Miene des Forschers, dem es nur um kritische Untersuchung der Wahrheit zu thun ist, kritisirt er alle natürliche und übernatürliche Gewißheit zu Boden. Er bestürmt die Autorität nicht mit einem glühenden Appell an die menschliche Freiheit; mit bedauerndem Achselzucken documentirt er nur aus hundert anscheinend zuverlässigen Quellen so viel Skandalgeschichten über sie, daß der Arglose an ihr irre werden muß. Er will keinen Feldzug gegen die bestehenden Religionen unternehmen; er will nur die Fehler verbessern, welche sich in tausend Bücher eingeschlichen und durch traditionelle Vererbung in der wissenschaftlichen Welt fortgepflanzt haben. Er will nicht Unglauben, sondern nur Wahrheit und Liebe!

Leibniz, der glänzendste Repräsentant deutscher Universalität und Tiefe im 17. Jahrh., hielt die Ansichten Bayle's für so gefährlich, daß er keinen Anstand nahm, ihrer Widerlegung den größten Theil seiner Theodicee zu widmen [1]. Nichtsdestoweniger gab Gottsched nachher den Bayle deutsch heraus, und seine Frau, die gelehrte Kulmus, konnte sich rühmen, zweimal sämmtliche Druckbogen der vier schweren Folianten an der Seite ihres Gemahls durchgesehen zu haben. In fabelhafter Oberflächlichkeit [2] verschlang man in den „gebildeten" deutschen Kreisen den

[1] Vgl. Oeuvres de Leibniz. Théodicée. De la conformité de la foi etc. Nr. 40.

[2] Daß es Gottsched sicher nicht um Beförderung des Unglaubens zu thun war, ist beispielsweise daraus abzunehmen, daß er 1748 auch den Antilucrez des Cardinals Polignac herausgab und ihn lobte als opus cedro dignum totumque in convellendis Atheorum paralogismis occupatum. Man hatte eben den Sinn für Religion und Wahrheit verloren. Wenn es nur neue Bücher gab!

gründlichen Leibniz und den seichten Bayle, die Rechtfertigung des Glaubens und die Apotheose des Zweifels zugleich, ohne sich über die tiefgreifende Alternative zu entscheiden. Während Leibniz nur in wenigen ernsteren und religiösen Gemüthern Boden fand, befruchtete Bayle die nach Brod und Kurzweil lechzenden Cirkel der Literaten, und machte einen Wieland möglich, wie er vorher einem Voltaire die Rohstoffe zur Bereitung seines antireligiösen Esprit geliefert hatte.

Bei dem angedeuteten Zustand der deutschen Literatenwelt (Gottsched stand damals in Norddeutschland an der Spitze) ist es sehr begreiflich, daß Bayle eines der Hauptwerke war, mit welchen sich Lessing in Berlin, vielleicht schon in Leipzig, bekannt zu machen suchte. Um mit kuriosen, geschichtlichen Persönlichkeiten und wunderlichen Fragen, seltenen Büchern und verzwickten Geschichten, kurz mit den verschiedensten Gegenständen wissenschaftlicher Neugier vertraut zu werden, war das Werk wohl eine der reichsten und ausgiebigsten Quellen, ein unerschöpfliches und dazu kurzweiliges Repertorium. Und Lessing war ja Literat, Dichter, Recensent, und das Alles in den Anfängen, mit dem Wunsch und gewissermaßen in der Nothwendigkeit, sich über Alles in der Welt möglichst schnell aufzuklären, über Alles zu Gericht zu sitzen und jenachdem auch Alles zu bezweifeln. Schon die erste Recension, die er für die Vossische Zeitung lieferte, war über eine „Geschichte der Gelehrtheit" und führte ihn in das dunkelste Labyrinth der Ketzergeschichte und Apokryphenliteratur hinein, in welchem er sich als Autodidakt, ohne einen so wohlerfahrenen Ketzer-Cicerone wie Bayle, kaum mit der nöthigen Raschheit zurecht gefunden hätte. War ihm doch, wie aus der Recension ersichtlich ist, auch dieser nicht einmal hinreichend, den heftigen Heißhunger zu stillen, den er nach den Schriften der Ebioniten, Gnostiker und Manichäer sowie nach allem Mythenquark verspürte, welchen diese als Schriften Adams, Seths und Jakobs ausgegeben hatten. Später recensirte er Chaufepié's Supplemente zum Bayle; bei einer Kritik über den III. Bd. von Jöchers Gelehrtenlexikon aber verbesserte er das deutsche Werk fast Seite für Seite nach Bayle, mitunter auch diesen, und ging sogar mit dem Plan um, den Jöcher völlig selbständig umzuarbeiten und in eigener Person Deutschlands Bayle zu werden. Dieser Plan ist nicht zur Reife gediehen. Doch hat Lessing wenigstens später in dem „Leben des Sophokles" eine vereinzelte Ergänzung zu Bayle geliefert. Für den Augenblick aber drückte der Einfluß Bayle's seinen charakteristischen Stempel auf sein Treiben und Studiren, auf die Wahl seiner Themata, die Methode der Ausführung,

seinen Stil, seine Grundsätze, selbst seine Art und Weise zu citiren [1]. Wie Bayle vermied er es, sich in seinen Studien an einen systematischen Gang zu halten, stöberte vielmehr unruhig in allen möglichen Dingen herum, am liebsten in Ketzereien und kirchengeschichtlichen Schwierigkeiten, in verdächtigen und anrüchigen Autoren, in Allem, was seinem Ursprung oder seiner Natur nach im Gegensatz zur Wittenberg'schen Orthodoxie und zum herrschenden System stand. Wie Bayle griff er die religiöse Frage nicht principiell von der dogmatisch-philosophischen Seite an, sondern nur gelegentlich von der historisch-kritischen, und auch hier wiederum nicht in jener umfassenden, wahrhaft wissenschaftlichen Weise, die so manchen protestantischen Geschichtsschreiber der katholischen Kirche genähert oder in ihren Schooß zurückgeführt hat, sondern abgerissen, fragmentarisch, nach jener bequemen Methode, welche die Forschung augenblicklich abzubrechen verstattet, wo sie der „Freiheit" gefährlich zu werden droht. In diesen fragmentarischen Studien strebte er, wie Bayle, nicht so sehr positive Resultate an, als vielmehr Bekrittelung und Bestreitung alles bisher Gesagten, und je geringfügiger das Kapital von Wahrheit war, das sich dabei herausstellte, desto lauter rief er immer wie Bayle nach Freiheit und Duldung für alle seine Zweifel. So bildete sich in ihm allmählich jene Geistesrichtung heran, welche Göthe, im Gegensatz zu seiner eigenen, treffend charakterisirt hat: „Lessing hält sich, seiner polemischen Natur nach, am liebsten in der Region der Widersprüche und Zweifel auf; das Unterscheiden ist seine Sache und dabei kam ihm sein großer Verstand auf das Herrlichste zu statten. Mich selbst werden Sie dagegen ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen." [2]

Die Früchte seiner vorherrschend bibliographischen und kritischen, nur nebenbei kirchengeschichtlichen und religiösen Wittenberger Studien hat Lessing in den sog. „Rettungen" verwerthet, d. h. in fünf kurzen Aufsätzen, in welchen je ein von den protestantischen Autoritäten verwehmter Schriftsteller gegen deren Anschuldigungen vertheidigt wird. Diese fünf Glücklichen sind der Humanist Lemnius und der katholische Theologe Cochläus (aus der Reformationszeit), der italienische Arzt, Naturforscher und Nekromant Cardanus, ein Anonymus (Verfasser des sog. **Justus Religiosus**)

[1] Schon Eschenburg hat hierauf aufmerksam gemacht.
[2] Eckermann, Gespräche mit Göthe. Leipzig 1868. I. 242.

und der römische Dichter Horatius. Der religiöse Gedankengang, der den fünf kleinen Apologien zu Grunde liegt, ist ungefähr folgender:

Der jugendliche Kritiker, der die religiöse Frage wegen anderweitiger Geschäfte für sich noch nicht zum Austrag gebracht, sondern einfach in der Schwebe gelassen hat, macht bei Bibliothekstudien und bei Untersuchung bibliographischer Werke die ihm auffällige Bemerkung, daß viele protestantische Theologen, gleich der römischen Indexcongregation, gewisse Werke als schädlich, gefährlich, verboten, sittenlos, glaubenswidrig 2c. bezeichnen, und daß über ältere Werke dieser Art eine förmliche inquisitorische Tradition besteht, die bis in die reformatorischen Zeiten hinaufreicht. Er untersucht einen Einzelfall (Lemnius) und findet, daß diese Tradition hier nicht nur auf offenbarer Unrichtigkeit, sondern auf absichtlicher Entstellung geschichtlicher Thatsachen beruht, daß sie sich auf die nächsten Freunde und Verehrer Luthers zurückdatirt, ja daß Luther selbst der moralische Urheber der Verleumdung gewesen. Abgesehen von dieser Verleumdung, stellt sich ihm der vielgepriesene Reformator aus unbezweifelbaren Thatsachen als ein selbstsüchtiger und neidischer, unduldsamer und jähzorniger, rachgieriger und in seiner Leidenschaftlichkeit ganz unversöhnlicher Mann dar, sein Ansehen als eine großentheils auf Unwahrheit und Geschichtsfälschung gebaute Macht, sein Reformationswerk als eine aus menschlichen Leidenschaften, irdischen Absichten und Zwecken entstammende, revolutionäre Bewegung. Er untersucht einen zweiten Fall (Rettung des Cochläus) mit demselben Ergebniß. Die Unwahrheit und Unehrlichkeit, die willkürliche Geschichtsmacherei und ihre blinde Vererbung treten noch heller zu Tage. Der göttliche Nimbus der Reformation verlor sich hier in einem Bilde des unwürdigsten menschlichen Treibens. Rücksichtslos wie er war, rieb der muthige Forscher in den beiden Rettungen den gestohlenen Goldgrund vollends von den Heiligenbildern des Lutherthums herunter und zog an ihrer Statt die hämischen Pasquille hervor, welche der Reformator sich durch seine Leidenschaftlichkeit zugezogen und zu denen sein deutscher Durst und seine Sinnlichkeit, sein Hochmuth und sein Zorn reichlichen Stoff geboten. Die Reformation löst sich in ein rein menschliches Drama auf, in welchem die Fürsten die Hauptrolle spielen, Luther mit seiner Käthe sich fast wie ein zweiter Falstaff ausnimmt.

So weit war Lessing. Das Lutherthum hatte in seinen Augen alle Würde, Autorität und verpflichtende Gewalt vollständig verloren. Er stand frei und fessellos der ältesten, ehrwürdigsten, ausgebreitetsten und einheitlichsten Form des Christenthums, der katholischen Kirche, gegenüber.

Anstatt aber nun Pasquille und Gegen-Pasquille auf die Seite zu werfen und den alten Prozeß zwischen Katholicismus und Protestantismus mit dem Fleiß und Ernst eines gewissenhaften Forschers aus den Akten zu prüfen, was thut er?

Nachdem er sich sattsam an den Schwächen Luthers und an der lächerlichen Geschichtsbaumeisterei seiner Anhänger ergötzt hat, schließt er die Augen, macht eine ganze Wendung, geht eine Tagereise in die krassesten aller protestantischen Vorurtheile zurück und öffnet die Augen erst wieder, nachdem er, auf dem Standpunkte eines Hutten, die volle „Geistesfreiheit" im Sichern glaubt. Das Uebel aller Uebel ist ihm jetzt das Papstthum, d. h. die katholische Kirche, welche den Menschengeist seiner natürlichen Freiheit entrissen und ihn in die Fesseln positiver Glaubenslehren und Sittengebote geschlagen hat. Luther hat diese Knechtschaft theilweise gebrochen; aber nur theilweise, und seine Nachfolger haben Ring um Ring allmälig wieder aus dem Papstthum zurückgeholt, um die Menschheit auf's Neue in Fesseln zu schmieden. Obwohl es ihm nicht entgehen konnte, daß Luther ebenso unduldsam, eigennützig, autoritativ und willkürlich voranging wie dessen Nachfolger, und obwohl er dessen Intoleranz mit den schwärzesten Farben darstellen will, macht er sich nichts daraus, ad captandam benevolentiam sich gründlich zu widersprechen, Luther zum großen Mann aufzuputzen und ihm statt der zerschlagenen Aureola eines göttlichen Gesandten die Bürgerkrone eines menschlichen Befreiers zu verleihen.

„Vorher aber muß ich Sie um alles, was heilig ist, bitten", so ruft er aus, „mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Luther steht bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der Gefahr war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als seine glänzendsten Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher, als alle diese zusammengenommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen ... So muß der sprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heuchelei lobt. Aus dieser letztern Quelle sind leider ein großer Theil der uneingeschränkten Lobsprüche geflossen, die Luthern von unsern Theologen beigelegt werden. Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren grenzenlosem Geize und Ehrgeize man es nur allzuwohl anmerkt, daß sie im Grund ihres Herzens nichts weniger als mit Luther zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt und den geistlichen Stand dem weltlichen preisgegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sklave gewesen?"

Nach einer solchen Schwenkung mußte es dem freiheitsathmenden Streber sehr überflüssig, wenn nicht lächerlich erscheinen, den Glaubensinhalt und die Legitimationsurkunden der katholischen Kirche näher zu untersuchen. Munter grub er in alten und seltenen Büchern weiter, nicht um die wahre Religion Christi, nach der er offenbar kein sonderliches Verlangen trug, sondern um etwas „Interessantes“ zu finden und die Herren Theologen auf neuen Unwahrheiten zu ertappen. Der Punkt, auf den er dabei am meisten zielte, war die dogmatische Härte und Unduldsamkeit, mit welcher die freie Forschung auch unter den Protestanten beschränkt ward. „Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Papstthums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behaglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Secte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Papstthum.“ Von diesem Gedanken der allgemeinen Toleranz getragen, der fortan der leitende Gedanke seines Lebens ward, wirft er liebevolle Blicke hinüber in's Judenthum, in den Mohammedanismus, in das Heidenthum, findet alle drei vom Christenthum ungerechter Weise entstellt, verleumdet und verfolgt, verlangt für sie jene freundschaftliche und geneigte Prüfung, welche er selbst dem Christenthum versagt, und während er sich zum mitleidigen Anwalt heidnischer Sittenlosigkeit aufwirft, fordert er zugleich von den Theologen seines Bekenntnisses, sie sollen in religiösen Dingen, d. h. in Fragen, von denen das ewige Wohl und Wehe des Menschen abhängt, doch etwas „mehr Spaß“ verstehen. Umsonst stellt sich ihm bei der Rettung des Horaz ein Bild jener grenzenlosen schauerlichen Verkommenheit dar, zu der die „reine Menschlichkeit“ des Heidenthums führte. Er findet die Sache nicht so arg, einen Retter und Erlöser durchaus nicht nöthig. Scherzend wendet er sich von den Obscönitäten des römischen Dichters zu dessen anderweitigen Gedichten, läßt die Theologie liegen und vertieft sich wieder in Kunst und Poesie.

Das ist im Wesentlichen der religiöse Gedankengang der „Rettungen“. Sachlich war damit kein Fortschritt gewonnen, religiöse Gleichgiltigkeit der Anfang und das Ende vom Liede. Formell und subjectiv war allerdings ein Schritt weiter gemacht; Lessing hatte sich die religiöse Gleichgiltigkeit nunmehr als „Toleranz“ und diese Toleranz als „wesentliche Lehre des Christenthums“ gewissermaßen wissenschaftlich formulirt, sich historisch in sie hineingelebt, sie zum leitenden Grundsatze seines Lebens erhoben. Aus den kleinen und großen Geschichtsfälschungen, über

welchen er die lutherischen Theologen ertappt hatte, glaubte er ohne weitere Untersuchung die Berechtigung herleiten zu können, auch die katholische Geschichtschreibung als ein ähnliches System absichtlicher Unwahrheit zu betrachten und gegen jeden positiven Glauben als gegen eine Quelle der Verleumdung und Lüge auf der Hut zu sein. Einer vorurtheilsfreien Untersuchung des Katholicismus war hiermit für immer der Weg versperrt. Vom Protestantismus blieben ihm nur die Negation, der Protest und Platz für alle Träumereien, Sophismen und Irrthümer, die er sich nachher zu seiner Religion zurechtlegen wollte. Für den Augenblick begnügte er sich mit der tabula rasa.

Nach Jahresfrist hatte er auch die fromme Gottesstadt völlig satt, wo man aufgeklärtere Gedanken noch immer zurückhalten oder mit Spiegelfechtereien decken mußte, für schöne Literatur aber fast keine Nahrung fand. Er kehrte nach Berlin zurück gegen Ende November oder Anfang December 1752.

---

4. Befestigung der Toleranzidee durch die Freundschaft mit Mendelssohn.

In Berlin war die Luft rein, d. h. Herr von Voltaire war, mit Zurücklassung seiner Kammerherrnschlüssel und eines nicht eben sehr erbaulichen Rufes, abgereist. So gering auch der Stoß war, welchen die Franzosenherrschaft dadurch erlitt, und so wenig es Lessing auch jetzt und später gelang, bei Friedrich II. zu Ehren zu gelangen, so konnte ihm doch Voltaire's Namen augenblicklich nicht mehr schaden. Noch vor Jahresschluß gab er den I. und II. Theil seiner gesammelten Schriften heraus, welche er in Wittenberg zum Druck vorbereitet hatte. Im folgenden Jahre erschienen der III. und IV. nebst dem Vademecum für Samuel Gotthold Lange, Pastor in Laublingen. Lessing wurde durch diese Veröffentlichungen ein gemachter Mann, ein geachteter Schriftsteller, ein beliebter und gefürchteter Kritiker. Der gefeierte Theologe J. D. Michaelis brachte ihn in den Göttinger Gelehrten Anzeigen zu Ehren und trat mit ihm in Verkehr. Den Professor König im Haag konnte er (Br. v. 29. Mai 1753) als seinen Gönner bezeichnen. In Berlin gelangte er zwar nicht mit Maupertuis, aber doch mit zweien seiner Günstlinge, dem Franzosen Prémontval und dem jüdischen Arzte Dr. Gumpertz (dem früheren Schreiber des Marquis d'Argens) in nähere Beziehung. Auch Süßmilch, der Musiker Kirnberger und der Maler Meil werden als seine näheren Bekannten und Club-Freunde genannt. Wichtiger indeß für sein Leben, wie für seinen Einfluß war das freundschaftliche Verhältniß, das sich zwischen ihm, dem Buchhändler Nicolai und dem Juden Moses Mendelssohn um diese Zeit entspann.

Den 6. September 1729 zu Dessau von jüdischen Eltern geboren, in Folge allzu eifrigen Studiums früh erkrankt und für immer verkrüppelt, von Jugend auf mit Noth und Armuth kämpfend, war Moses Dessau (später nannte er sich nach seinem Vater Mendel-Menachem, Mendelssohn) nach Berlin gekommen und hatte sich hier, unter vielfachen Anfeindungen seiner orthodoxen Glaubensgenossen, theils als Autodidakt, theils unter Leitung

zweier jüdischer Aerzte zum Literaten und Philosophen herangebildet. Als solcher ward er durch seine Freunde mit Lessing bekannt, dessen Schachspielgenosse, Freund und Schützling, gewann aber erst 1754 als Buchhalter und Correspondent in dem Seidengeschäfte des jüdischen Fabrikanten Bernhard eine gesicherte Stellung. Er verharrte in derselben bis zum Tode und hatte dabei Muße genug, eine Reihe von Werken zu schreiben, welche an sprachlich-stylistischem Werthe der Prosa Lessings nahekommen, wenn auch ihr philosophischer Inhalt mehr seiner autodidaktischen Entwicklung, als den großen, objectiven Zielen der Philosophie entspricht. Daß neben ähnlichen Gaben des Geistes und gleichartiger Richtung der Studien die „Aufklärung" das hauptsächliche Band ausmachte, welches die beiden jungen Männer auf Lebenszeit vereinigte, ist aus der kurzen Charakteristik Mendelssohn's zu ersehen, die Lessing (16. Oct. 1754) dem „Hochedelgebornen" Michaelis mittheilt: „Er ist wirklich ein Jude; ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher ohne alle Anweisung in den Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im Voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anderseits seine eigenen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allzeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seinesgleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist lassen mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erstern nichts als seine Irrthümer fehlen werden."

Die zweite für ganz Deutschland bedeutsam gewordene Freundschaft schloß Lessing mit Friedrich Nicolai, ebenfalls einem Autodidakten, der in Halle etwas Gymnasium gemacht hatte, doch vom Griechischen dispensirt war, dann zu Berlin eine Realschule besuchte und endlich zu Frankfurt a. O. Buchhändlercommis wurde. Dort las er alles Mögliche, suchte sich durch seine Kunden, Professoren und Studenten, privatim zu belehren, trat 1752 in Berlin als Schriftsteller auf und schrieb 1754, im Alter von einundzwanzig Jahren, ‚Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland', die im folgenden Jahre mit einer Vorrede des Prof. Gottlob Samuel Nicolai im Drucke erschienen. In diesen Briefen saß der junge Commis über Gottsched, Bodmer, Breitinger, kurz alle literarischen Größen des Tages zu Gerichte und zerzauste ihre ästhetischen Perrücken, gab dem schon hochberühmten Klopstock väterliche Winke und verspottete die Muse Wielands als „das junge Mädchen, das auch die Betschwester spielen will". Keck war er, und das war

genug; denn um die Geschmacklosigkeiten der Bodmer'schen und Gottsched'schen Richtung wahrzunehmen, brauchte er keine sonderlichen Studien, sondern nur einen von keiner verkehrten Schulbildung verblendeten, gesunden Menschenverstand. So hatte er Glück und ward ein Löwe des Tages. Als es sich aber darum handelte, statt der abgetakelten Literatur eine neue zu schaffen, hatte er Unglück. Auch griechische Studien wollten das mangelnde Genie nicht ersetzen. Umsonst goß Lessing — wie Eichendorff treffend sagt — seinen Wein in das Nicolai'sche Wasser; umsonst arbeitete Nicolai mit vollem Hochdruck; er brachte es nicht weiter, als zu der zweideutigen Ehre, zugleich der Stammvater und der allgemeine Sündenbock der deutschen Aufklärung zu werden.

Bei dem demokratischen Charakter der drei jungen Freunde lag es ihnen ferne, eine literarische Schule zu gründen, wie das sonst damals Mode war. Die gegenseitige Anregung, Unterstützung und Belehrung genügte ihnen. Als Bücher- und Novitätenlieferant, als unternehmender Geschäftsmann und begeisterter Verehrer der Aufklärung spielte Nicolai keine unwichtige Rolle; doch sein geistiger Einfluß war gering, er war mehr im Schlepptau der beiden Andern; um so mehr wirkte Mendelssohn auf Lessing und dieser hinwieder auf seinen philosophischen Freund.

Mendelssohn hatte seine philosopischen Studien mit Locke begonnen, d. h. er hatte an einer lateinischen Ausgabe dieses englischen Philosophen Latein gelernt und als erste philosophische Nahrung den Empirismus eingesogen. Gelegentlich, als Nicolai mit Mendelssohn die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" gegründet hatte, spielte Lessing dem letzteren eine Abhandlung des Shaftesbury in die Hände, jenes Philosophen, der bekanntlich den Empirismus Locke's auf das Gebiet der Sittenlehre übertrug, die ganze moralische Thätigkeit des Menschen auf Neigungen zurückführte, die Sittlichkeit in die Harmonie der selbstischen und geselligen Triebe verlegte, die Moral von der Religion völlig trennte und durch diese Trennung der schon von Locke befürworteten Toleranz eine Art wissenschaftlich sein sollender Begründung gab. Nach dem Vorbilde Shaftesbury ließ Lessing eines schönen Tages Mendelssohn eine kleine Abhandlung schreiben, las sie und gab sie gleich in die Druckerei. Es war die erste, mit welcher Mendelssohn öffentlich auftrat.

Shaftesbury's Lehre mußte Lessing gefallen. Denn nach ihm kann man gut und tugendhaft sein, ohne an einen Gott zu glauben, ohne eine Religion zu haben. Ja, die Religion kann der Sittlichkeit sogar nachtheilig werden, indem sie den Menschen von den menschlichen Aufgaben

des Lebens, Humanität, Patriotismus ꝛc. abzieht. Das stimmte genau mit der aus Bayle geschöpften Toleranz überein, wie denn auch in der Geschichte der Philosophie Shaftesbury und Bayle als Mittelspersonen die englische Gefühlsphilosophie und den englischen Empirismus mit der Philosophie der französischen Revolutionspropaganda verbinden.

Mendelssohn fand sich weder durch Locke, noch durch Shaftesbury befriedigt; auch die Popularphilosophie, durch welche Leibnizens Optimismus verbreitet ward, genügte ihm nicht. Denn er war ein wirklich philosophisch angelegter Geist und empfand die ungeheure Lücke, welche Descartes in die Erkenntnißlehre gerissen hatte. Er suchte durch Verbindung von Locke und Leibniz etwas Besseres zu gewinnen. Er nahm beherzt die Immaterialität, Einfachheit und Unsterblichkeit der Seele gegen den französischen Materialismus in Schutz, vertheidigte das Dasein Gottes und suchte die Beweise dafür nach bestem Vermögen zu entwickeln; er lernte sogar Griechisch, um Plato und Aristoteles im Urtext zu studiren — kurz, er war auf dem besten Wege, sich der verachteten ältern Philosophie zu nähern und einzusehen, daß nur im Anschluß an sie ein wirklicher Fortschritt zu erzielen ist. Leider stand er dem Christenthum zu ferne, war zu sehr Autodidakt, zu sehr Literat und zu sehr in Abhängigkeit von Lessing.

Diese Abhängigkeit hatte zunächst den großen Nachtheil, den jüdischen Philosophen von einer vorurtheilsfreien Berührung mit dem Christenthum und mit der christlichen Theologie möglichst ferne zu halten. Je höher er Lessing schätzte und liebte, desto mehr mußte ihm dessen Gleichgiltigkeit und Abneigung gegen das positive Christenthum eine Untersuchung desselben verleiden, zumal ihre Freundschaft selbst theils auf religiösem Indifferentismus, theils auf Hochschätzung rein natürlicher Vorzüge, theils endlich auf gemeinsamer Hinneigung zu einer deistischen Naturreligion gegründet war. Dann brachte es Lessings Eigenschaft als Dramaturg und Kunstrichter mit sich, daß er seinen Freund Moses mehr mit ästhetischen, als streng philosophischen Fragen beschäftigte, ihn in das dunkle, unfruchtbare Labyrinth des Gefühlslebens hineinführte, bevor er noch auf dem viel zugänglicheren und fruchtreicheren Gebiet der Logik und Metaphysik sich genugsam eingebürgert hatte, in diesem Kreise hinwiederum nicht etwa die Ergebnisse früherer Forschung sorgfältig prüfte und ausbaute, sondern eine ohne Metaphysik in der Luft schwebende Gefühlstheorie und Aesthetik fragmentarisch in gemüthlichem Privatgespräch entwickelte und sofort auf journalistischem Weg in die Oeffentlichkeit brachte. Dabei

konnten wohl geistreich geschriebene Aufsätze, werthvolle Detailstudien herauskommen, aber weder eine gründliche Aesthetik noch Philosophie. Diese fragmentarische Methode (wenn man hier von einer Methode reden kann) ist der dritte Nachtheil, den Lessings Einfluß für den „neuen Plato" hatte. Er wurde dadurch veranlaßt, gleich seinem Freunde wissenschaftlich zu „spazieren", wie Lessing das nennt und „seine Gedanken unter der Feder reif werden zu lassen." [1]

Das Ergebniß dieser unsystematischen Forschung war, daß sich nicht nur die Kluft zwischen ihm und dem Christenthum zu einer unausfüllbaren erweiterte, sondern auch, daß er sich über die wahre Aufgabe der Philosophie niemals klar ward, ihr schließlich diejenige der Religion zuwies und sie an die Stelle derselben setzte. „Der Philosoph nach seinem Herzen," so bemerkt Zeller treffend, „ist Sokrates, so wie jene Zeit sich ihn vorstellte, der Tugendheld, der Moralprediger, der Lehrer einer reinen Vernunftreligion, das Opfer der vereinigten Arglist von herrschsüchtigen Priestern und betrügerischen Sophisten; ein Sokrates, welcher dem Christus der Aufklärung so ähnlich sieht, daß man weder in jenem den Athener, noch in diesem den Galiläer, sondern in beiden nur das sittlich-religiöse Ideal des deutschen Rationalismus erkennen kann." [2]

Die Rückwirkung Mendelssohns auf Lessing konnte unter solchen Umständen für die religiösen Ansichten des letzteren nicht sehr günstig ausfallen. Allerdings ward er durch den Verkehr mit seinem stillen, denkenden Freunde dazu angeregt, die Natur und die Triebkräfte der dramatischen Handlung philosophisch zu untersuchen, ja auch dazu, mehr und mehr eigentliche Philosophie in den Kreis seiner Lektüre und seines Nachdenkens zu ziehen. Für die Literatur hatte die autodidaktische Selbständigkeit der beiden Freunde sogar den größten Vortheil, weil es sich hier darum handelte, verkünstelte, unrichtige, durch pedantische Schultradition verknöcherte Richtungen zu besiegen, und weil da nur Leute helfen konnten, die den Zopf nicht auch schon von der Schule her mitbrachten, frische, entschlossene Reformatoren. Aber Philosophie, Theologie und Religion sind nun einmal ihrer Natur nach kein so unstetes Modeding wie die Literatur, die gleich ihrem Vehikel, der Sprache, blüht und verblüht und dem bunten Wechsel der Zeitalter sich anschmiegt. Hier mußte ein unruhiges, unsystematisches, fragmentarisches Nomadenleben des Geistes auf

---

[1] Brief an Mend. 18. Dec. 1756.

[2] E. Zeller, Gesch. d. deutschen Philosophie seit Leibniz. München, 1875. S. 277.

Irrthümer führen, die frühreife, von der ganzen Vorzeit unabhängige Selbständigkeit mit dem anlockenden Kitzel von „Neuschöpfungen“ zugleich jenen unruhigen Wissensstolz erwecken, der Alles selbst erstreben und selbst erfinden, sich selbst entnehmen und sich selbst verdanken will, jene unumschränkte Autonomie der individuellen Vernunft, die, sich zum Absoluten aufwerfend, alles Uebrige regelt, kritisirt und richtet. Dabei schliff der beständige Verkehr mit dem jüdischen Freund nicht nur jene Vorurtheile ab, welche mit der christlichen Liebe unverträglich sind, sondern auch das christliche Bewußtsein, daß das Judenthum in seiner hartnäckigen Verstockung gegen die Weltreligion Jesu Christi eine falsche Religion, der Jude so gut wie der Heide eines Erlösers bedürftig ist. Die Ansicht, daß die gleiche sittliche Vollkommenheit mit der verschiedensten Religionsüberzeugung vereinbar sei, war für ihn freilich nichts Neues. Er hatte sie bereits in seinem Jugenddrama ‚die Juden‘ zur Darstellung gebracht. Je mehr er aber in Mendelssohn das ihm vorschwebende sittliche Ideal verkörpert zu finden glaubte, desto mehr wandte sich sein Herz vom Christenthume ab und erstarkte in jener tiefen, unüberwindlichen Abneigung gegen alle positive (Autoritäts-) Religion, von der ihn auch das Studium des Leibniz nicht zu heilen vermochte.

---

5. Versuch einer eigenen Religionsphilosophie auf pantheistischer Grundlage, mit Leibnizischer Ausstaffirung.

Als um die Mitte des 17. Jahrhunderts der orthodoxe Protestantismus, ungeachtet seiner inneren, schulmäßigen Ausbildung und alles nur wünschbaren staatlichen Schutzes, zu wanken und zu zerbröckeln begann, schieden sich die von ihm abgelösten Elemente hauptsächlich in vier Gruppen: Convertiten, Ireniker, Pietisten und Rationalisten. Die ersteren, sehr wenige an der Zahl, unterwarfen sich dem milden Joch, das die Reformatoren in trotzigem Uebermuth von sich geschüttelt, und kehrten muthig zurück in den Schooß der alten, katholischen und apostolischen Kirche. Die andern, am bedeutendsten durch Leibniz repräsentirt, hatten diesen Muth nicht, sondern versuchten durch Compromisse und „Abschleifung dogmatischer Härten" eine Vereinbarung der protestantischen Bekenntnisse unter sich und mit der alten Kirche zu bewirken, welche ihrerseits, mit voller Wahrung ihrer göttlich verbürgten Rechte, durch Männer wie Spinola und Bossuet, die Hand zum Frieden bot. Dieser unfruchtbaren Friedensverhandlungen müde, die am Starrsinn der Secten scheiterten, viel zu eigensinnig auf ihre Privatmeinung erpicht, um sich zu bekehren, besonders aber entrüstet über den sittlich unwirksamen Formelkram der zanksüchtigen Lutheraner, wandten sich die Pietisten, meist ernste, fromme und etwas empfindsame Seelen, aus dem dogmatischen Kampfgewühl der Secten dem stillen Bereiche des religiösen Gemüthslebens zu, um von erbaulichen Conventikeln aus das, wie sie meinten, undogmatische thätige Christenthum der ersten Jahrhunderte wieder aufleben zu lassen. Die Rationalisten aber, von der Philosophie des Descartes und Spinoza mächtig angeregt, suchten entweder die orthodoxe Dogmatik in rein philosophische Speculationen zu verflüchtigen, oder den von Luther gegen einzelne Dogmen erhobenen Protest allmählich auf alle Lehren und Grundlagen des Christenthums auszudehnen, um nichts davon zu behalten, als was sich durch rein natürliche Erkenntniß begreifen läßt, ja auch das nur mit willkürlicher Beschränkung. Aus der Mischung der drei letzteren Elemente, des irenischen, pietistischen und rationalistischen, entstanden

zwischen den drei Hauptgruppen jene zahllosen Schattirungen von Religionsansichten, welche nur das gemeinsam haben, daß sie den Suchenden auf Zickzackwegen, Wellenlinien, Spiralen und Lemniskaten aller Art an der natürlichen Religion und am Christenthum herumführen, um ihn nur ja nicht auf dem kürzesten, weil geraden Weg — dem der katholischen Kirche — zum Vollgenuß der natürlichen Religion und der göttlichen Offenbarung gelangen zu lassen.

Die Stellung, welche Leibniz in Mitte dieser verschiedenen Richtungen einnahm, ist schon hinreichend durch seine persönliche, hervorragende Antheilnahme an den Unionsverhandlungen in den letzten Decennien des Jahrhunderts bezeichnet. So klar und ausgesprochen wie nur Einer war er Unionstheologe, und er war es mit dem vollsten Ernste seiner Seele. Vom Lutherthum trennten ihn sowohl sein philosophischer Genius, als seine Milde, Versöhnlichkeit und ächte Toleranz gegen die katholische Kirche. Von den Pietisten schied ihn die klare Einsicht, daß das wahre thätige Christenthum ohne das wahre dogmatische Christenthum, die Liebe Christi ohne die Lehre Christi, nicht bestehen könne. Von den Rationalisten schieden ihn seine unerschütterliche Ueberzeugung von der Existenz einer übernatürlichen Weltordnung und der tiefe, philosophische Ernst, mit welcher er dieselbe erforschte, sich wohl bewußt, daß ein Widerspruch zwischen Natur und Offenbarung, Vernunft und Glaube einen Widerspruch in dem Urheber beider voraussetzen würde, also von vorneherein nicht möglich sei. Durchaus abweichend von Descartes, Spinoza und den übrigen modernen Philosophen suchte er den Fortschritt der Wissenschaft nicht darin, alles Alte, Hergebrachte in blindem, reformatorischen Ungestüm über den Haufen zu werfen, sondern darin, das schon gewonnene Erbgut der vorausgegangenen Jahrhunderte in naturgemäßer Ruhe weiter zu entwickeln. Daher seine Hochachtung für das aristotelische System der Logik, für die allen Träumern so verhaßte scholastische Form, für die den orthodoxen Protestanten wie den Freigeistern so unausstehlichen Theologen und Philosophen der katholischen Kirche. Weit entfernt von dem kindlichen Köhlerglauben, daß der Fortschritt in den Naturwissenschaften die Philosophie von der Theologie befreien werde und müsse, wandte er sich um so eifriger zur Theologie, je weiter sich, vermöge seiner mathematischen und physikalischen Studien, das Reich der Natur vor ihm aufthat. Bei ihr suchte er Licht über jene großen intellektuellen Wahrheiten, ohne welche sich die riesige Teleologie des Weltenbaues in einen pantheistischen Ocean oder einen räthselhaften Strom der ewigen Materie auflöst.

So ruht denn seine Philosophie auf dem festen Ankergrunde jener ältern christlichen Philosophie, welche sich unter dem Schutze der Theologie in den mittelalterlichen Schulen des Abendlandes ausgebildet hatte, auf einer richtigen, wissenschaftlichen Logik, einer gründlichen, natürlichen Theodicee, welche den Pantheismus ausschloß und bekämpfte, und einer dieser Theodicee entsprechenden Lehre von der Schöpfung und vom Schöpfungszweck. Ging er durch seinen Optimismus und seine Monadenlehre von der alten Scholastik ab, so näherte er sich derselben um so mehr, wo es das Verhältniß des Glaubens zum Wissen, der Vernunft zur Offenbarung zu bestimmen galt. Eine positive Offenbarung ist ihm nicht nur möglich und erkennbar, sondern sie hat wirklich stattgefunden im Christenthum; die Wahrheit des Christenthums überhaupt läßt sich wissenschaftlich beweisen, obwohl die übernatürlichen Geheimnisse, die es einschließt, nicht begriffen werden können, weil sie zwar nicht gegen, doch über die Vernunft sind.

Wie Leibniz als Philosoph die Existenz eines persönlichen Gottes, die Trennung von Gott und Welt, die Schöpfung der Welt durch einen freien Act Gottes und die Zweckbeziehung des Universums und der immateriellen, unsterblichen Menschenseele auf die Verherrlichung Gottes festhielt, wie er als Apologet die Grundlagen des Christenthums, sowie die Möglichkeit und Vernunftgemäßheit des übernatürlichen Glaubensactes gegen den Zweifler Bayle vertheidigte, so nahm er als Theologe nicht nur die Hauptdogmen des Christenthums, von der hl. Dreifaltigkeit, von der Menschwerdung und dem Erlösungstode Christi, von der Erbsünde und der göttlichen Vorherbestimmung, von der Nothwendigkeit der Gnade zum Heile und von der Existenz ewiger Strafen an, sondern er vertheidigte mehrere derselben ausdrücklich gegen ihre Gegner und betrachtete die katholische Lehre von der Kirche, vom Primat und von der Eucharistie nicht mit den Augen eines Feindes, sondern eines wohlwollenden Freundes. Vom Spinozismus und von der in Frankreich blühenden, irreligiösen Philosophie war er so weit entfernt, daß er nicht anstand, in einer Staatsschrift diese ungläubige Philosophie und die Aufklärung der starken Geister als ein dem einzelnen Lande, wie ganz Europa, gefährliches Gift zu bezeichnen [1], und wenn er an der Schwelle des 18. Jahrhunderts die Revolution voraussagte, welche am Ende desselben eintraf, so erwartete er

[1] Manifeste contenant les Droits de Charles III, Roi d'Espagne etc., publié en Portugal le 9 Mars 1704.

sie hauptsächlich wegen des zunehmenden religiösen Abfalls vom Christenthum [1]. In richtiger Consequenz zu diesen Anschauungen betrachtete er die in Ludwig XIV. verkörperte Staatsomnipotenz als den Bundesgenossen des Unglaubens und der Revolution und verfocht als Politiker die alten Bollwerke der europäischen Staatsordnung, das Papstthum und das Kaiserthum, das historische Recht und die aus der Geschichte herausgewachsene Verfassung des heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Zu der weltgeschichtlichen Riesengestalt dieses großen Mannes läßt sich kaum ein seltsamerer Gegensatz denken, als die beiden jungen Philosophen Lessing und Mendelssohn, welche in der Philosophie noch nicht einmal einen fixen Standpunkt hatten, in der Theologie dem flachsten deistischen Indifferentismus huldigten und in politischer Hinsicht sich unter den Korporalstock des großen Friedrich duckten, um im Herzen sein Militärregiment gründlich zu verwünschen und in camera caritatis doch hinwiederum die französischen Esprits zu beneiden, welche als philosophische, literarische und akademische Trabanten den Flötenspieler von Sanssouci umkreisten. Diesem letzteren Umstand, und nicht einer inneren Seelenverwandtschaft mit Leibniz, ist es wohl zu verdanken, daß Lessing zeitweilig mit den Werken desselben in einigen Verkehr trat.

Der Präsident der Berliner Akademie, Maupertuis, ging um jene Zeit (1753—56) mit dem Plane um, die Autorität, welche Leibniz seines Optimismus und seiner Monadenlehre halber zu Berlin genoß, zu ruiniren, oder, wie Wieland sich ausdrückt, „den Herrn von Leibniz abzuschaffen". Er ließ durch Andere kleine Broschüren gegen ihn schreiben, in welchen nach und nach alle Sätze der Leibnizischen Philosophie abgewürgt werden sollten. Um den Sieg zu vollenden, schrieb er dann eine philosophische Preisfrage aus: „Was Pope's all is right sagen wolle, ob es das Gleiche sei, was Leibnizens beste Welt und mit was für Gründen dieses System befestigt oder destruirt werden könne". Seine Absicht war, unter dem Kleide des englischen Didaktikers Pope den Optimismus des deutschen Leibniz philosophisch todtschlagen zu lassen, und obwohl er selbst keine Stimme hatte, so gelang es ihm doch, durch seinen Einfluß, eine gegen Leibniz feindliche Arbeit krönen zu lassen und eine demselben günstige Arbeit, obwohl sie viel besser war, zu beseitigen.

Diese Komödie — auch wieder ein Ehrenblatt in der Geschichte der Akademie — erregte Lessings Galle, und wenn er auch mit dem muth=

[1] Nouveaux Essais sur l'entendement humain. Liv. 4. c. 16.

maßlichen Verfasser der gekrönten antileibnizischen Broschüre (Prémontval) auf bestem Fuße stand und Mendelssohn durch seinen Freund Gumpertz mit den Herren von der Akademie freundschaftliche Fühlung hatte, so beschloß er dennoch, dem Präsidenten einen Schabernack zu spielen. Er verbündete sich mit Mendelssohn und schrieb eine post festum Lösung der Preisaufgabe, in welcher die Frage möglichst lächerlich gemacht und nicht so sehr Leibniz vertheidigt, als der englische Didaktiker und sein religiös-philosophisches Lehrgedicht bekämpft wurden. Zieht man Lessings Widerspruchsgeist, seine Liebe zum Streit, seinen Haß gegen die Franzosen, sein Interesse an literarhistorischen Fragen in Betracht, so läßt sich dieser kleine Feldzug wohl erklären, ohne daß man eine principielle Begeisterung für Leibniz oder eine Bekehrung zu dessen conservativer Richtung annimmt. Ohnehin ist kaum zu entscheiden, wie weit die Arbeit ‚Pope, ein Metaphysiker‘, von Lessing, wie weit sie von Mendelssohn herrührt, und das vielgerühmte Streben Lessings „nach reiner, philosophischer Wahrheit“ wird um so unwahrscheinlicher, als die Verfasser eine eigene philosophische Ansicht gar nicht zu Tage treten ließen, die philosophische Frage nach Lessings Art mit literarischem und bibliographischem Gewürz umwickelten und alsbald verstummten, als ihr Schabernack nicht das gewünschte Aufsehen machte.

Für Lessing hatte diese Disputation den großen Nachtheil, daß er Leibnizens Doctrin nicht vorurtheilsfrei und systematisch nach ihrem Gesammtcharakter studirte, sondern nur ein Bruchstück, das schwächste von allen, seinen Optimismus, aus aller Verbindung herausriß, um darauf wider den Herrn von Maupertuis zu Felde zu reiten. Hätte dieser den Optimismus und die Monadenlehre vertheidigt, wer weiß, ob Lessing nicht diese Lehren angegriffen hätte? So aber waren der Optimismus und die Monadenlehre ein non plus ultra von philosophischer Weisheit, Lessing umfing sie mit dem größten Interesse, und entwickelte sich daraus, mit spinozistischen und andern willkürlichen Zusätzen, ein aphoristisches Stück Religionsphilosophie. Sie ist in dem kurzen Fragment ‚das Christenthum der Vernunft‘ erhalten.

Der Hauptsache nach ein willkürliches Excerpt aus Leibnizens Monadenlehre, wäre dieses abgerissene Fragment ohne alle Bedeutung, wenn es nicht dazu diente, einiges Licht auf Lessings religiöse und philosophische Anschauungen zu werfen. Wie sein Vorhandensein bekundet, daß Lessing doch nicht aller Religion und Philosophie entrathen konnte, so zeigt seine Nichtvollendung, daß er es mit der Untersuchung nicht ernst genug nahm

oder vor Zweifeln zu keinem Abschluß gelangte. Das erstere ist wahrscheinlicher. Denn die Aphorismen sind in einem so zuversichtlichen Ton gehalten, wie ihn die autonome Vernunft nur dann anzuschlagen pflegt, wenn sie ohne Beweise ex cathedra spricht. Es gibt ein vollkommenstes Wesen — das bedarf keines Beweises. Das vollkommenste Wesen denkt und will — das bedarf keines Beweises. Dadurch entstehen in dem vollkommensten Wesen drei Personen — das bedarf keines Beweises. Mit derselben Nothwendigkeit wie seine Dreipersönlichkeit bringt das vollkommenste Wesen die Welt hervor — das bedarf wieder keines Beweises. So geht es weiter, bis wir in der actuell unendlichen Reihe von Wesen bei dem Menschen anlangen, dessen höchstes Gesetz nicht in einer für alle Menschen gleichartigen Norm besteht, sondern in der Aufgabe, seiner individuellen Vollkommenheit gemäß zu leben.

Was den Inhalt des Fragments, abgesehen von seiner leichtfüßigen und unvollendeten Fassung, grundsätzlich und peremptorisch von der Leibnizischen Philosophie und Theologie unterscheidet, läßt sich in folgende vier Hauptpunkte zusammenfassen:

1. Lessing stützt seine gesammte philosophische Weltanschauung auf eine durchaus pantheistische Grundlage, d. h. auf die Vorstellung, daß das Absolute (oder das vollkommenste Wesen) mit derselben Nothwendigkeit die Welt hervorbringe, wie es sie denkt, und daß die Welt in ihrer unendlichen Abstufung von Wesen das Absolute vollständig erschöpfe, was nothwendig dazu führt, den unendlichen Gedanken der zertheilten Vollkommenheit Gottes (die Welt) mit dem unendlichen Gedanken der vereinigten Vollkommenheit Gottes (dem Logos) zu identificiren.

2. Lessing behandelt die Trinität als einen Gegenstand der natürlichen Gotteserkenntniß und macht hiermit den ersten Versuch, die Geheimnisse des Christenthums (natürlich willkürlich und falsch) als einfache Vernunftwahrheiten zu erklären.

3. Lessing führt Glauben und Theologie auf ein einfaches Vernunfterkennen zurück.

4. Dieses einfache Vernunfterkennen, soweit es sich auf Gott und unser Verhältniß zu Gott bezieht, nennt er mißbräuchlich „Christenthum".

Höchst wahrscheinlich entstand diese sonderbare und neue Magna Charta des Christenthums aus dem Gefühl der Leere, welches Lessing gelegentlich in nachdenklichen Stunden beim Rückblick auf den überwundenen Standpunkt seiner Jugend anwandeln mochte. Um die Leere auszufüllen, bot das complicirte, geistreiche und interessante System der Mo-

nadenlehre ein gelehrtes und zugleich wohlfeiles Surrogat. Aus der christlichen Weltanschauung seines Urhebers herausgerissen und auf eine pantheistische Grundlage verpflanzt, lieferte es neue Gesichtspunkte zur Speculation und eine Herzstärkung gegen das positive Christenthum. Vermöge dieser war es dann thunlicher, froheren Herzens auf den überwundenen Standpunkt zurückzublicken und die Dogmen des Christenthums im Dienste einer geistreichen und willkürlichen Speculation zu verwenden. Während der schöne Name des Christenthums Schutz bot gegen äußere Angriffe, wie gegen die Mahnungen des eigenen Gewissens, konnte Lessing nicht nur nach Bayle's Vorbild die Philosophie von der Theologie losreißen, sondern diese der Herrschaft jener unterwerfen und einer noch „ungeahnten Entwicklung“ entgegenführen.

Wie leichtfertig es Lessing auch in diesen gelegentlichen philosophischen Dilettanterien mit der Philosophie nahm, wie tief er im Bayle'schen Skepticismus steckte und wie wenig er ein Nachfolger Leibnizens genannt zu werden verdient, davon gibt ein anderes Fragment aus jener Periode, ‚Gedanken über die Herrenhuter‘, Zeugniß. Er skizzirt darin eine kurze Geschichte der Philosophie und einen Abriß der Religionsgeschichte.

Die Geschichte der Philosophie ist ihm eine höchst einfache Sache; denn eigentlich sollte man gar nicht philosophiren. „Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen. Aber eben deßwegen, weil er nicht dazu erschaffen ward, hängt er diesem mehr als jenem nach. . . . Glückselige Zeiten, als der Tugendhafteste der Gelehrteste war! als alle Lebensweisheit in kurzen Lebensregeln bestand! Sie waren zu glückselig, als daß sie lange hätten bleiben können!“ Schon die Schüler der sieben Weisen verlegen sich auf Naturphilosophie und Astrologie. Umsonst sucht Sokrates die wahnwitzigen Erforscher der Natur auf friedliche, nützliche und tugendsame Selbsterkenntniß zurückzuführen. Die Sophisten, welche durch seine uneigennützige Lehre in ihrem Broderwerb gestört werden, räumen ihn aus dem Weg. „Plato fing an zu träumen und Aristoteles zu schließen.“ Durch eine Menge von Jahrhunderten, wo bald dieser, bald jener die Oberhand hatte, kam die Weltweisheit auf uns. Jener war zum Göttlichen, dieser zum Untrüglichen geworden. Es war Zeit, daß Cartesius aufstand. Die Wahrheit schien unter seinen Händen eine neue Gestalt zu bekommen: eine desto betrüglichere, je schimmernder sie war. Er eröffnete Allen den Eingang ihres Tempels, welcher vorher sorgfältig durch das Ansehen jener beiden Tyrannen bewacht ward,

und das ist sein vorzüglichstes Verdienst. Ihm folgen Leibniz und Newton, welchen die Philosophie sogar jetzt noch zu practisch ist. Ungeachtet ihrer gegenseitigen Eifersucht einigen sie sich in dem Streben, sie der Meßkunst zu unterwerfen. „Den Geist führen sie bis in die entferntesten Himmel, unterdessen da das Gemüth durch seine Leidenschaften bis unter das Vieh herabgesetzt wird."

Das ist die Geschichte der Philosophie. Und nun die der Theologie? Es ging der Religion wie der Weltweisheit.

Die Religion Adams war einfach, leicht, lebendig. Allein das dauerte nicht lange. Jeder seiner Nachkommen vermehrte sie nach seinem Gutdünken und das Wesentliche wurde in einer Sintfluth von willkürlichen Sätzen begraben. Alle, Alle werden der Wahrheit untreu, nur Einige weniger als die Andern, die Nachkommen Abrahams am wenigsten. Deßhalb würdigt sie Gott einer besondern Achtung; aber auch dieß ist fast umsonst. Nur Wenige behalten den reinen Gottesbegriff in seiner vollen Lauterkeit bei. Bei den Andern wird er von unnützem Ceremonienwesen überwuchert und „sie halten Gott für ein Wesen, das nicht leben könne, wenn sie ihm nicht seine Morgen- und Abendopfer brächten". In dieser allgemeinen Verdunkelung des Gottesbewußtseins erscheint Christus ganz theatralisch als Deus ex machina. Lessing glaubt ihn hier nur als einen von Gott erleuchteten Lehrer auffassen zu müssen, verwahrt sich aber gegen alle jene Folgerungen, die man boshafter Weise aus dieser Supposition ziehen möchte. Genug: Christus stellt die Religion in ihrer Lauterkeit als die einfache Naturreligion wieder her. „Gott ist ein Geist, den sollt ihr im Geiste anbeten." Das ist der Satz, auf den er am meisten drang und der am geeignetsten ist, alle Religionen zu verbinden. „Aber eben diese Verbindung war es, welche Priester und Schriftgelehrte wider ihn erbitterte. ‚Pilatus, er lästert unsern Gott, kreuzige ihn!' Und aufgebrachten Priestern schlägt ein schlauer Pilatus nichts ab."

Das erste Jahrhundert hindurch hielten sich die Christen gut. „Sobald die Kirche aber Frieden bekam, sobald fiel sie darauf, ihre Religion auszuschmücken, ihre Lehrsätze in eine gewisse Ordnung zu bringen und die göttliche Wahrheit mit menschlichen Beweisen zu unterstützen. Rom ward auf einmal zu einem verabscheuungswürdigen Tyrannen der Gewissen... Ich wollte nur wünschen, daß ich meinen Leser Schritt für Schritt durch alle Jahrhunderte führen und ihm zeigen könnte, wie das ausübende Christenthum von Tag zu Tag abgenommen hat, da unter-

dessen das beschauende durch phantastische Grillen und menschliche Erweiterungen zu einer Höhe stieg, zu welcher der Aberglaube noch nie eine Religion gebracht hat. Alles hing von einem Einzigen ab, der desto öfter irrte, je sicherer er irren konnte.“ Endlich rief das Uebermaß der Tyrannei einen Huß und Wicleff, dann die Reformatoren hervor, welche am geschicktesten gewesen wären, die Religion in ihrem eigenthümlichen Glanze wiederherzustellen. Diese festigten zwar die wankenden Kronen auf den Häuptern der Könige, geriethen aber über ein Wort, ein Nichts (die Abendmahlslehre) in Streit — und so ist es, trotz dem Sturze des Aberglaubens, mit der Religion im Argen geblieben. Die Vernunft führte auf neue Abwege, die weniger von der Wahrheit, desto weiter von der Ausübung der Pflichten eines Christen entfernt waren. Und jetzt — jetzt will man den Glauben durch Beweise erzwingen und die Beweise durch den Glauben unterstützen. „Durch diese verkehrte Art, das Christenthum zu lehren, ist ein wahrer Christ weit seltener, als in den dunklen Zeiten geworden. Der Erkenntniß nach sind wir Engel und dem Leben nach Teufel.“

Diese gedrängte Uebersicht wird genügen, um dem Leser einen Einblick in die nicht nur leichtfertige und phantastische, sondern durchaus verbissen-revolutionäre Anschauung zu gewähren, welche Lessing sich von der Philosophie wie vom Christenthum gebildet hatte. Denn man sage nicht, das Fragment sei bloß der Erguß einer jugendlichen Stimmung. Wie der Grundgedanke desselben — Liebe ohne Dogma, thätiges Christenthum ohne äußere Formen, Toleranz für Alles, nur nicht für die positiven Religionen — schon in den frühesten Jugendäußerungen Lessings durchklingt, so werden wir denselben unverändert im ‚Nathan‘ und in der ‚Erziehung des Menschengeschlechtes‘ wiederfinden. Letztere ist in ihren Grundzügen weiter nichts als eine noch etwas willkürlichere Ausgestaltung dieses Fragments.

Eine merkwürdige Arabeske zu dem undogmatischen Christenthum voll Milde, Menschlichkeit und Liebe bildet das Lebensende von Lessings Freund Mylius. Derselbe starb am 6. März 1754 zu London als ein verkommener Schwindler. Er hatte in Hannover und anderswo große Summen zusammengebracht, um vorgeblich eine Weltumseglung zu unternehmen, überließ sich aber in England seinem Hang zur Schöngeisterei und zum leichtsinnigen Wohlleben, brachte die erhaltenen Summen (1500 Thlr.) „zwar benebelt, doch glücklich“ (wie einer seiner Freunde meldet, „cetera mente reposta manent“) in Ausschweifungen durch, schrie nach neuen Unterstützungen, verschwelgte auch diese (wieder 1000 Thlr.) und

starb, ohne seine Reise angetreten zu haben, zu London in Schulden. Lessing gab noch im selben Jahre seine Werke heraus, um durch eine beigefügte Vorrede Gottsched, in dessen Geschmack Mylius gearbeitet hatte, zu kritisiren und zu ärgern. Der traurige, sittliche Untergang des verkommenen Literaten, der doch sein erster Führer zur Aufklärung gewesen, dessen „edlen sittlichen Charakter" er mehr als einmal seinen Eltern gegenüber vertheidigt und mit dem er noch ein Jahr zuvor in Berlin wieder freundschaftlichen Umgang gepflogen hatte, scheint auf ihn gar keinen Eindruck gemacht zu haben. Mit unerbittlicher Strenge zerzauste er an seinen hinterlassenen Schriften die Gottsched'sche Richtung und ging mit fatalistischer Theilnahmlosigkeit seines Weges weiter.

6. Religionsloses Dichter- und Gelehrtenleben.

Nachdem sich die Religion einmal für Lessing in eine dem Keime nach pantheistische, doch im Einzelnen noch unbestimmte, völlig embryonale Philosophie verflüchtigt hatte, über deren Fortkommen und Werth er selbst mit sich im Unklaren war, lag ihm nichts näher, als sich wieder ungetheilt auf das Gebiet des Profanwissens, der schönen Literatur und Kunst, zu werfen. Hier hatte er Erfolge vor sich, zu denen sich ein Mann von seinem Alter Glück wünschen konnte. Sein Name ging weit und breit im Lande herum. Seine vermischten Schriften waren auf den Pulten hochgelehrter Professoren, wie auf den Ziertischchen schöngeistiger Damen zu finden. Selbst gewissensängstliche Prediger, wie ein Götze, streckten die Hände darnach aus. Nicolai und Mendelssohn ließen unter seiner Anregung und Inspiration Band um Band mit glücklichem Erfolg in's Publikum fliegen; Kleist war sein Freund; Gleim und Ramler unterbreiteten ihm ihre Gedichte und Ideen; Gottscheds dictatorischer Thron begann unter seinen Stößen zu wanken; Bodmer und Breitinger bedrohte dasselbe Loos. Ein Klopstock und ein Wieland mußten gewärtig sein, für jedwede Geschenke der Muse vor dem ebenso gefürchteten wie geachteten Recensenten Rede und Antwort zu stehen; Sulzer suchte den Gewaltigen durch Freundesdienste an sich zu fesseln. Umsonst! Das junge Genie fühlte die stärkere Schwungkraft der eigenen Fittige. Lessing wollte sein eigener Herr sein und bleiben. Durch die frühzeitige Emancipation vom Vaterhaus und vom elterlichen Glauben, von allen Schultraditionen der Zeit und selbst von dem Modegeschmack der herrschenden Richtungen hatte er eine Reife und Selbständigkeit erlangt, wie kein anderer Führer der Aufklärung. Er war aber zugleich jener unsteten, unbefriedigten Ruhelosigkeit anheimgefallen, welche sich dem von Gott abgelösten Menschengeist unausbleiblich an die Fersen heftet und ihn nirgends froh und freudig Wurzel schlagen läßt. So ist die literarische Glanzperiode Lessings (1754—1770) einerseits ein erquickendes Bild männlichen Ringens, herrlicher Thatkraft, wohlthätiger Erfolge, anderseits ein

trübes Gemälde ungesättigten Strebens, schwerer Enttäuschungen und sittlicher Schwäche. Als literarischer Reformator beherrscht er seine Zeit und eilt ihr weit voran; er unterliegt aber ihrem verpesteten Hauche, wenn es die höchsten Güter des deutschen Volkes und der Menschheit aus den schon hochgehenden Wogen der Revolution zu retten gilt.

Was den äußeren Lebensgang Lessings in dieser Periode betrifft, so verweilte er bis gegen Ende des Jahres 1755 in Berlin, zeitweilig in Potsdam, wo er sein bürgerliches Schauspiel ‚Miß Sara Sampson‘ zum Abschluß brachte. Im Juli wohnte er persönlich der ersten Aufführung des Stückes zu Frankfurt a. d. O. bei, welche nach Gleims Bericht die Zuschauer drei und eine halbe Stunde lang wie Statuen an ihre Sitze fesselte und ihnen die zartesten Thränen der Rührung entlockte. Im Winter siedelte er nach Leipzig über und trug sich zeitweilig mit dem Gedanken, als Glücksritter nach Moskau zu gehen. Dazu kam es indeß nicht. Dafür trat er im Mai des folgenden Jahres als Begleiter eines jungen, reichen Leipzigers, Namens Winkler, eine Reise durch Norddeutschland und Holland an. Von diesem damals seines Reichthums wegen als eine Art Wunderland betrachteten Reiche sollte die Reise, laut Contracts, nach England fortgesetzt werden. Allein die Reisenden hatten kaum Amsterdam erreicht, als im August der Preußenkönig in Sachsen einfiel und der junge Winkler, aller Vorstellungen unerachtet, nach Hause eilte, um seine stattliche Wohnung vor den Annexionsgelüsten etwaiger Einquartierung zu behüten. So ward die Weiterreise zu Wasser. Zurückgekehrt, widmete sich Lessing zwei Jahre in Leipzig, dann zwei Jahre in Berlin den mannigfachsten literarischen Studien, als deren Hauptfrüchte die Literaturbriefe, eine vermehrte Sammlung von Fabeln, eine Abhandlung über die Fabel, das Trauerspiel ‚Philotas‘ und die Recension des Lieberkühn'schen Theokrit allgemein bekannt sind. Seines Literatenlebens müde, das ihm zwar viel Ehre, aber nicht so viel Geld eintrug und auch das erworbene Geld nicht zum festen Vermögen werden ließ, entschloß er sich, 1760 Secretär bei dem preußischen General Tauenzien zu werden, und lebte als solcher fünf Jahre in Schlesien, meist in Breslau. Er fand hier neben seinen Amtsgeschäften ausgiebige Muße, seine gelehrten und dramaturgischen Studien fortzusetzen, erging sich als munterer Gesellschafter und Liebhaber des Pharospiels in den geselligen Kreisen der Eroberungsarmee und des eroberten Landes und beschäftigte sich nebenbei mit der Philosophie des Spinoza und den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte. Nach Berlin zurückgekehrt, veröffentlichte er in den Jahren

1766 und 1767 die Ergebnisse seiner literarisch-ästhetischen Studien im ‚Laokoon‘ und die theilweise Frucht seiner dramaturgischen Studien und seiner Welt- und Menschenbeobachtung in dem Lustspiele ‚Minna von Barnhelm‘. Inzwischen knüpfte er, seiner entschiedenen Vorliebe zur dramatischen Kunst folgend, Beziehungen mit einer Theaterdirection in Hamburg und vertauschte 1767 Berlin, „die Königin der Städte“, mit Hamburg, „der verzweifelten Galeere“, um seine angefangenen Dramen zu vollenden und zur Aufführung zu bringen und eine deutsche Nationalbühne zu begründen.

Der Plan scheiterte an der Eitelkeit der Schauspieler, an der Uneinigkeit des Theaterpersonals und der Theaterintendanten, an einem Durcheinander egoistischer Bestrebungen, bei dem Niemand mehr wußte, wer Koch und Kellner sei. Ebenso zerschlug sich das Project, unter Mitwirkung der bedeutendsten lebenden Dichter ein literarisches Journal ersten Ranges zu gründen, zu dessen Verwirklichung Lessing eine Druckerei bereits übernommen hatte. Doch rettete der muthige Schwimmer aus dem Schiffbruch der beiden großen Projecte seine berühmte ‚hamburgische Dramaturgie‘. Zerfallen mit den Theaterunternehmern, den Schauspielern, dem oberflächlichen Geschmack des Publikums und den Buchhändlern, welche ihn durch Nachdruck schädigten, ließ er seinen vielen und vielfach sehr begründeten Verdruß erst an den Buchhändlern aus und stürzte sich dann wie eine schwere Wetterwolke auf den königlich preußischen Geheimrath und Philosophie-Professor Klotz in Halle, welcher früher schon nicht ganz bescheiden gegen den Laokoon aufgetreten war, jetzt wiederum durch kecke Recensionen Lessings kritische Galle erregt hatte und sich endlich durch fortgesetzten Widerspruch den vollen Ingrimm des von allen Seiten gereizten, geärgerten und mißstimmten Kritikers zuzog. Obwohl er sich in der literarischen Fehde als der Stärkere fühlte, gewährte es ihm doch schließlich wenig Befriedigung, mit Klötzen auf die Klötze, wie er Klotzens Anhänger nannte, zu schlagen. Zudem mit seiner Druckerei in Verlegenheit, in wachsender Geldnoth, endlich tief in Schulden steckend, verfiel er auf den Gedanken, mit dem Rest seiner Baarschaft gleich Winkelmann nach Italien und Rom zu ziehen, und da es ihm voraussichtlich auch dort nicht gefallen würde, ein paar tausend Meilen in der Welt herumzuschwärmen. „Wenn alsdann,“ sagt er in einem Briefe, „das collegium de propaganda fide einen wohin zu schicken hat, wohin nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin.“ Doch so weit kam es nicht. Nicht einmal die italienische Kunstreise verwirklichte sich in der von ihm

projectirten Weise. Im October 1769 erhielt er durch den Professor Ebert am Carolinum in Braunschweig die Einladung, herzoglicher Bibliothekar in Wolfenbüttel zu werden, und er zog, nach langem Zögern, im folgenden Frühjahr an den neuen Posten, an welchem die letzte Phase seiner Thätigkeit — eine vorzugsweise theologische, oder besser gesagt: antitheologische — beginnt.

So glänzend die Jahre 1755—1770 in Lessings Leben vom literargeschichtlichen Gesichtspunkt sich ausnehmen, so trüb gestaltet sich das Bild, wenn man den Maßstab religiöser Forderungen an seine sonst so vielseitige und bewundernswerthe Thätigkeit anlegt. Es soll hiemit keineswegs auf jene kleinen Züge von „Menschlichkeit" hingewiesen werden, welche in den Augen zeitgenössischer und späterer Gegner den Glanz seiner Persönlichkeit in etwa verminderten: auf sein unruhiges Umherschweifen von Ort zu Ort, seinen Mangel an Befriedigung auch in günstigen Verhältnissen, das unstete Wechseln der Beschäftigung, die mangelhafte Ordnung in seinen Geldverhältnissen, die daher rührenden Verlegenheiten und die plötzliche Sucht, Geld zu machen, die eben so plötzliche Leidenschaft für das Hazardspiel, die Verbindung mit Juden, und zwar eigentlichen Schacherjuden [1], vor deren einem selbst Mendelssohn ihn warnen zu müssen glaubte, seinen beharrlichen Widerspruchsgeist, der sich in Streithändeln wie in seinem Elemente fühlte, und die wilde, lieblose Leidenschaftlichkeit, mit welcher er in derartigen Händeln, namentlich in dem Klotzischen, gegen seine literarischen Gegner auftrat. Mehr als unangenehm berührt es, wenn er in einem Briefe an Nikolai ganz leichtfertig darüber scherzt, daß Hagestolze auch bisweilen Kinder haben und dieselben nicht zu versorgen brauchen, noch unangenehmer, wenn er im Laokoon das ästhetische Wohlgefallen mit einem rein animalischen Trieb identificirt und bei Untersuchung der ästhetischen Grenzen der Kunst von sittlichen Grenzen ganz und gar nichts zu sagen weiß. Doch für alle diese Einzelnheiten lassen

[1] In den Jahren 1760—63 figuriren in Lessings Briefwechsel außer Mendelssohn ein Jude Joel, ein Jude Heyne Veitel Ephraim, ein Jude Haymann, ein Jude Kuh als freundschaftliche Bekannte, die Grüße und Nachrichten von Breslau nach Berlin besorgen. Veitel Ephraim war Münz-Unternehmer und besorgte im Auftrage des Königs und des General Tauenzien das Prägen geringhaltigen Geldes. Obwohl versichert wird, Lessing habe gewisse „glänzende" Anträge Veitel Ephraims abgelehnt und sich, auf Warnung Mendelssohns, sehr zurückhaltend gegen ihn benommen, so zeigt die Liaison doch immerhin, daß Lessing das Judenthum von seiner wahren Seite kannte und daß die Schilderung des Juden im Nathan auf vollständiger und bewußter Fiktion beruht.

sich mehr oder weniger Entschuldigungsgründe vorbringen, und es fehlt nicht an Zügen natürlicher Tugend und anziehender Charaktereigenschaften, welche manchen derselben das Gegengewicht halten.

Eine ächt deutsche Gemüthlichkeit milderte das Herbe und Scharfe seiner vorwiegenden Verstandesrichtung. Beim Tode Kleists, im Verkehr mit Gleim und Ramler, in der Unterstützung seiner Eltern und Geschwister legte er eine Herzlichkeit, Freundschaft, Theilnahme und edle Gesinnung an den Tag, welche Jeden gewinnen muß, und wenn er sich nach zwanzig Jahren eines unruhigen Junggesellenlebens der allerdings nicht armen Wittwe eines Freundes und seiner Kinder annimmt, um ihnen ein liebevoller Vater zu werden, so ist das zwar keine so heroische Philanthropie, wie sie im Nathan geschildert wird, aber immerhin ein Zug von einem gutmüthigen Herzen.

Maßt er sich auf dem Gebiete der Literatur fast dasselbe dictatorische Ansehen an, das er in Gottsched und Bodmer bekämpfte, und war rücksichtsvolle Bescheidenheit nicht eben seine stärkste Seite, so läßt sich dem, der solches zum Vorwurf stempeln wollte, erwiedern, daß der geniale Kritiker, wo die Religion aus dem Spiele blieb, in seinen Urtheilen schon meist das Rechte traf, daß er sich seiner geistigen Ueberlegenheit bewußt werden mußte, daß er seine Verdicte dem Publikum als höherem Richter ausdrücklich unterstellte und daß er in seinem Privatleben, allem eiteln Gepränge abhold, schlicht, genügsam und anspruchslos blieb. Er lebte meist in den Tag hinein, wußte sich in Menschen und Verhältnisse zu fügen, konnte, bei starker Constitution und Gesundheit, gehörige Strapazen des Geistes und Leibes bestehen, arbeitete viel und fleißig, führte im großen Ganzen ein einfaches Leben, machte sich aber auch nichts daraus, gelegentlich die halbe Nacht dem Spiel und andern Vergnügen zu widmen und dafür tief in den hellen Tag hinein zu schlafen. Seine Hauptleidenschaft waren Bücher, literarische Curiositäten und das Theater. Sie hinderte ihn vorzüglich, zu einem stabilen Haushalt zu gelangen, verlieh ihm aber auch zugleich jenen Leichtsinn, der ihn unter den verschiedenartigsten Widerwärtigkeiten stets geistesfrisch erhielt. Hatte er sich schon als Jüngling keiner der ihn umgebenden Strömungen mit der der Jugend eigenen, hingebenden, ungetheilten Begeisterung überlassen, so setzte er, zum angesehenen Kritiker und Schriftsteller herangereift, um so mehr einer jeden geistigen Macht, in deren Anziehungskreis er gerieth, den homerischen Schild antiker Ruhe entgegen, leistete jeder Ansicht, die sich seiner bemächtigen wollte, kritischen Widerstand, machte gegen alle Bewegungen

seiner Zeit geräuschlos, aber stramm und unbeugsam Front und schaute bald lächelnd, bald ernst, aber immer witzig, scharf, beißend, doch nie mit unverklauseltem Programm, von einsamem Wartthurm aus in's Getriebe der Parteien. Verließ er diesen seinen Posten, so war es nicht, um sich irgend einer Richtung anzuschließen, sondern nach Samsons Art an den Säulen des Bestehenden zu rütteln und seine kritischen Füchse mit Brandfackeln in's Heerlager der Philister zu jagen. Die einzige Geistessphäre, in der er sich völlig wohl und heimisch fühlte und deren Einfluß er sich mit ungetheilter Begeisterung überließ, war das classische Heidenthum der Griechen und Römer, mit dessen künstlerischer Formvollendung sich keine Leistung des Tages messen konnte, an dessen Studium er seinen Geist geschärft und seine schöpferische Kraft befruchtet hatte, in dessen Weltanschauung ihm das Reinmenschliche in einer solchen Fülle ruhiger Schönheit entgegentrat, daß er die dunkeln, sittlichen Schattenseiten darob vergaß oder nicht mehr achtete. Die ungeheure Gewalt dieses Einflusses, verstärkt durch die andauernde Geistesarbeit, die zu seiner Aufnahme erforderlich war, gab der aufgeklärten Geistesrichtung Lessings ein von dem seiner aufgeklärten Zeitgenossen vielfach abweichendes, unabhängiges Gepräge, einen Zug antiker Kraft, Männlichkeit, Unbestechlichkeit und Bildung, welcher Viele veranlaßt hat, seinen Charakter überhaupt als einen antiken zu bezeichnen.

In dieser antiken Richtung, welche, von christlichen Anschauungen geregelt und gelenkt, den deutschen Kritiker unzweifelhaft zu einem der größten und heilbringendsten Humanisten aller Zeiten hätte machen können, liegt, wegen ihres unchristianisirtem Naturalismus und Paganismus, die tiefste Schattenseite in Lessings kritischem, dichterischem und dramaturgischem Wirken. Die antike Bildung der Griechen und Römer, diese höchste ästhetische Culturentwicklung, zu welcher die Menschheit außerhalb des Christenthums gelangt ist, war ihm zur absoluten Norm wahrer, menschlicher Bildung, das Bildungsmittel zum Bildungszweck, das ästhetische Ideal auch zum moralischen geworden. Alle die Tugenden, welche an ihm gerühmt werden, lassen sich der Hauptsache nach auf natürliche gute Eigenschaften, etwas griechische Eutrapelie und die unabhängige Männlichkeit eines römischen Kunstrichters zurückführen. Christliche Reminiscenzen und deutscher Volkscharakter mildern die schroffen, antiken Züge; die früheren Eindrücke protestantischer Erziehung und deistischer Lektüre verflachen sie oft so, daß man einen Zwillingsbruder des philisterhaften Nikolai vor sich zu sehen glaubt; von tausend Einwirkungen moderner

Literatur und Gelehrsamkeit verwischt, scheinen sie sich in das Bild eines modernen Literaten auflösen zu wollen; aber unverhofft tauchen sie aus den Niederungen des Journalismus und des modernen Bühnenwesens in ihrer vollen Kraft und Schärfe wieder empor, und gerade da, wo sein Genie am gewaltigsten aufblitzt, im Laokoon und in der Dramaturgie, ist er seiner Weltanschauung nach ein antiker Heide.

So findet sich denn in seinen Briefen kaum da oder dort eine christliche Erinnerung — seine literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten aber entziehen sich völlig der Herrschaft des christlichen Geistes. Sind nach christlicher Auffassung Gott und Religion der lebenspendende Mittelpunkt, von dem Kunst und Literatur, Wissenschaft und Leben, Denken und Handeln, der Einzelne und die Menschheit Bewegung, Licht, Werth und Weihe erhalten, so ist bei Lessing die eigene Individualität als nächstliegender Repräsentant der Menschheit das einzige Band, welches das Alles zusammenhält. Mag Gott sich den Menschen geoffenbart haben oder nicht, mag die ganze natürliche Weltordnung auf das große Ziel übernatürlicher Verherrlichung Gottes gerichtet sein oder nicht, mag das Heil des Einzelnen unzertrennlich in den göttlichen Weltplan dieser übernatürlichen Ordnung eingegliedert sein oder nicht: „das vollkommenste Wesen" mag warten, bis es Lessing beliebt, an diese Frage heranzutreten, bis Miß Sara Sampson geschrieben ist, bis Preußen wieder Frieden macht, bis die poetische Productivität und die Freude am Profanwissen erschöpft sind. In dieser unendlich flachen und platten Auffassung des Lebens, welche höchstens in Velleitäten und Träumereien über die Leiden und Freuden jeden Tages hinausgeht, las und schrieb Lessing, studirte in vergilbten Documenten, dichtete an rührenden Dramen, spielte, amüsirte sich, stritt, zankte, schloß Frieden, schüttete lieben Freunden sein Herz aus, ergoß über Gegner seine Galle und lebte 15 Jahre lang in religiöser Gleichgiltigkeit dahin, ohne sich über die religiöse Frage Klarheit zu verschaffen.

Nicht einmal eine lebensgefährliche Krankheit, welche ihn zu Breslau befiel, rüttelte ihn aus dieser geistigen Lethargie auf. Stoisch wie ein alter Römer schaute er dem Tode in die Augen und klagte weniger über seine körperlichen Leiden, als über seinen Arzt, welcher ihn unabsichtlich mit steten Unterhaltungen über den ihm unausstehlichen Gottsched peinigte. „Als die Krankheit auf's Höchste gestiegen war," berichtet der Rektor Klose von Breslau, „lag er ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene da. Diese fiel seinem Freunde so auf, daß er vertraulich fragte: was er denn jetzt dächte? ‚Eben bin ich begierig, zu erfahren, was in meiner

Seele beim Sterben vorgehen wird.' Da ihm nun gezeigt wurde, daß dieses unmöglich sei, so versetzte er ganz abgebrochen: ‚Sie intriguiren mich.'" Das war im Sommer 1764.

Als er vom Krankenbett wieder aufgestanden war, fühlte er freilich die Hinfälligkeit des Menschen und „daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles 90 Jahr werden"; aber was ihn mehr grämte, war, daß er erst ein Trauerspiel, Sophokles deren 90 gemacht hätte und seine angelegentlichste Sorge galt der Vollendung seines Lustspiels Minna von Barnhelm. Nur nebenbei, wie sich die Sache nach Klose's Bericht darstellt (ob nach und auf Einwirkung der überstandenen Krankheit, ist zweifelhaft), fing er an, mit theologischen Untersuchungen sich zu befassen. „Er machte einen Entwurf zu einer großen Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Christen, und that einem seiner Freunde den Vorschlag, die Kirchenväter gemeinschaftlich zu lesen. In Justin dem Märtyrer fand er, nach seiner Versicherung, ganz andere Religionssätze, als in den neueren Zeiten im Gange waren. Im gleichen wurde Spinoza's Philosophie der Gegenstand seiner Untersuchungen. Er las diejenigen, welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bayle nach seinem Urtheile derjenige war, welcher ihn am wenigsten verstanden hatte. Dippel war ihm der, welcher in des Spinoza wahren Sinn am tiefsten eingedrungen. Doch hat er hier nie das Mindeste, wie gegen Jacobi, auch gegen seine Vertrautesten geäußert."

Mit der Abhandlung über die Christenverfolgungen blieb es beim Entwurf. Neben dem Studium eines Spinoza, Bayle und Dippel konnten die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte nur dazu dienen, in das wunderliche Gemisch einer noch gährenden Religionsphilosophie einige christliche Ingredienzien zu streuen. Wie weit sich Lessing schon jetzt Spinozistische und Dippel'sche Lehrsätze aneignete, darüber fehlt es an Nachrichten. Die theologisch-philosophischen Projecte wurden eben von hundert andern Projecten überfluthet. Nur literarische und ästhetische Producte gestalteten sich aus ihrem chaotischen Protoplasma zu organischen Gestalten.

---

7. Wirkung des Indifferentismus auf die Literatur. Das Theater als Bildungsschule der Menschlichkeit.

Aus einem religionslosen Leben und Treiben hervorgegangen, trug auch Lessings Thätigkeit als Kritiker, Aesthetiker und Dichter das Siegel des Indifferentismus und wurde dadurch überaus verhängnißvoll für die gesammte deutsche Literatur, indem dieselbe, der christlichen Idee und der nationalen Ueberlieferung immer mehr entfremdet, auf einem Allerweltsgemengsel heidnischer, protestantischer, modern-philosophischer Ideen weiter entwickelt ward, und sich auf politischem Gebiet der Revolution und den Feinden der geschichtlichen und nationalen Entwicklung dienstbar machte. Unzweifelhaft ist Lessing hierin nicht als erste bewegende Ursache, sondern weit mehr als Repräsentant des an sich selbst verzweifelnden Protestantismus zu betrachten.

Formlos wie sie war, hatte die unsichtbare Kirche des „reinen Evangeliums" nicht vermocht, die deutsche Poesie des Mittelalters weiter zu entwickeln. Abgerissen von der Vergangenheit hatte sie die Helden des Volkes, seine Sage und Geschichte, den Reichthum seines innern Geisteslebens und die Formenfülle seiner Kunst aus dem Auge verloren. Mit dem tiefsten Lebensquell deutscher Größe und Gesittung, dem Glaubensleben des Mittelalters, war die lebendige, kirchliche Verbindung unterbrochen. Während religiöse Fehde und Bruderkrieg die Kräfte des Volkes erschöpften, eine steif-lateinische Schulbildung den Fortschritt der Sprache und Literatur in hemmende Fesseln schlug, bemächtigten sich ausländische Einflüsse der letztern, und durch die unpatriotische Politik vieler Reichsfürsten, wie durch sittliche Erschlaffung, war vorgesorgt, daß unter diesen Einflüssen das Siècle d'or des französischen „Cäsars" das Uebergewicht erhielt. Als dann die Encyklopädisten die glänzende Erbschaft der französischen Classicität antraten und der Protestantismus unter den Hammerschlägen der Aufklärung wankte, da war große Noth im Lande und wirr gingen die Strömungen durcheinander. Der Pietismus sperrte sich mit frommer Miene gegen Theater und Literatur ab, um sich am Kir-

chenlied, fast der einzigen lebenskräftig gebliebenen Form inländischer Poesie, zu erbauen. Die im strengen Lutherthum herangebildeten Schöngeister verharrten bei der lateinischen Verskunst und ihrer unbeholfenen Nachbildung im Deutschen. Gottsched suchte ein classisches goldenes Zeitalter im Stile des französischen heranzubilden. Bodmer und seine Anhänger warfen ihren Blick in's katholische Mittelalter, um in den Schätzen der nationalen Vergangenheit das verlorene Paradies der Kunst wieder zu finden. Klopstock, der begabteste Dichter der Zeit, griff, einem Milton gleich, in Himmel und Hölle, in alle Höhen und Tiefen des christlichen Glaubens, und suchte, an dem Besten, was der Protestantismus aus dem Vaterhaus mit sich genommen, an der Lehre von der Menschwerdung und Erlösung, dem christlichen Deutschland in einem religiösen Epos die Grundlage einer neuen Kunstentwickelung zu geben. Aber wie die Kräfte der Gottsched'schen Schule sich in undeutschen Nachahmungen erschöpften, und unbewußt französischer Frivolität die Pfade ebneten, so mühte sich Bodmer umsonst ab, aus der zwischen Protestantismus und Unglauben schwankenden Gegenwart eine Brücke in das Zauberland des Mittelalters zu schlagen. Klopstock aber ging bei aller Macht der Empfindung die schöpferische Kraft und die lebenathmende Gluth wahrer Poesie aus, weil sein Messias kein sichtbares Reich auf Erden besaß, und seinen Freunden nur in Privatvisionen und in langathmigen Engelsreden sich mittheilen konnte.

In der oberflächlichsten religiösen Gleichgiltigkeit befangen, war Lessing nicht im Stande, das literarische Geistesleben seiner Zeit auf die wahren, sichern und unerschöpflich fruchtbaren Grundlagen jener Bildung zurückzuführen, welche einst das deutsche Volk im Schooße der katholischen Kirche gefunden hatte, und durch welche es in der Wissenschaft nicht weniger, als auf dem Gebiete der Kunst an die Spitze der europäischen Völkerfamilie getreten war. Er mochte es vielleicht so gut wie ein Leibniz einsehen, daß die Zerfahrenheit in Kunst und Literatur nur das Spiegelbild der gelösten deutschen Einheit und die politische Zerstückelung nur eine Folge der religiösen Zwietracht war. Er mochte es wie Klopstock fühlen, daß in den großen religiösen und nationalen Motiven die einzige Triebkraft einer wahren Nationalkunst lebt. Aber sobald er einen Schritt thun wollte, sich den Lebensquellen deutscher Vergangenheit zu nähern, trat der bekrittelnde, vernünftelnde prosaische Geist des Unglaubens dazwischen und schnitt die angesponnenen Fäden entzwei. Für die religiösen Ideen des Mittelalters insbesondere war er so durch und durch unempfänglich ge-

worden, daß er die Kirche und das Ritterthum als eine traurige Mißgeburt „pfäffischen Geistes“, den Islam dagegen und das Judenthum als die Träger einer reineren Gottesidee und die Opfer ungerechter Verfolgung betrachtete.

Als er deßhalb der französischen Richtung aufkündigte, unter deren Inspiration er seine ersten Jugenddramen geschrieben, wandte er sich nicht jenen antiken Mustern der Tragik zu, welche an den Weihealtären heidnischer Götter im Dienste einer positiven Religion entstanden waren, auch nicht der spanischen Dramatik, welche ihre schönsten Blüthen zum Kranz um die Tabernakel des menschgewordenen Erlösers wand, auch nicht dem gewaltigen Shakespeare, der in seiner Brust gewissermaßen noch die ganze Weltanschauung des Mittelalters trug, sondern der flachsten, lebensarmsten und poesielosesten Richtung, welche sich nächst dem Encyklopädismus je der Bühne und der Literatur bemächtigte. Es ist jene confessionslos moralisirende, englische Richtung, welche zuerst in den langweiligen, tugendathmenden Romanen Richardsons sich Bahn brach. Ebenso sehr aus dem Mangel an positivem Glauben und unbesieglicher Scheu davor, wie aus dem Bedürfniß nach etwelcher philisterhafter Tugend und bürgerlicher Ehrenhaftigkeit hervorgegangen, mehr den bürgerlichen als den noch immer etwas ritterlich-aristokratischen Kreisen angehörig, hatte diese Richtung in England Roman und Theater mit einem Heere tugendhafter und unglücklicher Bürgerstöchter und boshafter aristokratischer Verführer, mit langen Tugendmonologen und rührenden Scheidewegsscenen bevölkert, die Motive des Tragischen aus den Höhen der Sage und Geschichte in die Spießbürgerei des Alltagslebens herabgezogen, das Philisterthum gefühlvoll aufgeputzt, den Hanswurst und die lustigen Personen abgesetzt und die „Veredlung des Menschen“ von der Kirche auf die Bühne übertragen. Da war zu sehen, wie man ohne Glauben und Sacramente, ohne Priester und Kirche, ohne Gebet und Offenbarung, mit bloßem Thee und Butterbrod edel, großherzig, wohlthätig, liebreich, keusch, unschuldig, geduldig, sanft, opferfähig, kurz ein rührendes Tugendmuster sein könne; und wem das nicht gefiel, für den gab es spannende Verführungsscenen, Verzweiflungen und Selbstmorde, um seine Seele zu laben.

Diese Poesie der „reinen Menschlichkeit“ und der schleichenden Revolution, welche es in ihrem langweiligen Demokratismus kaum den Königen der Sage gönnte, Gegenstand des dramatischen Mitleids gewesen zu sein und anderseits in ihrer „philosophischen“ Selbstgenügsamkeit allen Ernstes daran glaubte, das Heil des öffentlichen Lebens wie das der

Bühne in der Ausbildung tugendhafter Instinkte zu bieten, wurde schon vor Lessing durch Goldoni in Italien eingebürgert. Diderot pflanzte sie in Frankreich an, Lessing in Deutschland, und Diderot war der erste bedeutendere Kunstrichter, welcher die ‚Miß Sara Sampson' Lessings als das „wahre pathetische Drama" und zugleich als ein „moralisches" Stück mit republikanischem Weihrauch der schon halb revolutionirten Nation Galliens anempfahl. Wenn Lessing hinwieder ähnliche Stücke Diderots (den Fils naturel und den Père de famille) in's Deutsche übersetzte, so ist es nachgerade doch ziemlich klar, daß es ihm nicht darum zu thun war, das deutsche Theater von allem französischen Einfluß, sondern hauptsächlich nur von den Schnürstiefeln und von den christlich-romantischen Bestandtheilen der französischen Classiker zu befreien. Daß er die Schnürstiefel löste, war eine Wohlthat; daß er aber die deutsche Bühne auch von den christlich-romantischen Elementen des Dramas befreite, war ein sehr schlechter Dienst. Er hat nichts Besseres an die Stelle gesetzt, und wenn Shakespeare später die Wachsfiguren Richardsons, Goldoni's und Diderots verdrängte, so ist das wahrlich nicht Lessings Verdienst, der zu Shakespeare zwar: Herr, Herr! sagte, aber in seinem Dichten und Trachten ganz entgegengesetzte Wege ging.

Befand sich Lessing in der deistischen Weltbürgerlichkeit eines Richardson so wohl und heimisch, so muthete ihn dagegen die positiv christliche Richtung Klopstocks wie eine fremdartige Macht an. Mußte sein nüchterner und scharfer Verstand die Halbheit und Haltlosigkeit eines Messias ohne Messiasreich, eines Christus ohne Kirche bald durchdringen, so war die Dichtung Klopstocks doch ein erschütternder Aufruf zur Rückkehr in die Heimath der christlichen Ideen, den Bruchstücken eines gewaltigen Domes gleich, der selbst in seinen Trümmern dem Ungläubigen die vom Himmel stammende, künstlerische Bildungskraft des Christenthums verkündet. Lessing konnte sich dem imposanten Eindruck nicht gänzlich entziehen. Er suchte sich mit der künstlerischen Seite des Christenthums, wie früher mit der dogmatisch-philosophischen, friedlich abzufinden, indem er die Messiasjünger singen ließ und seine eigenen Ziele verfolgte. Erst als Cramer und Klopstock in dem ‚Nordischen Aufseher' es versuchten, ihre religiöse Tendenz als eine specifisch-christliche und ausschließliche gegen die ungläubigen Schöngeister zu verfechten, da fühlte er sich angegriffen, faßte Cramer bei seinen dichterischen Schwächen und erließ, nachdem er ihn vom Parnaß in eine Versfabrik heruntergezogen, eine scharfe Apologie zu Gunsten des Deismus. Basedow wagte für Cramer einzustehen;

Lessing vertheidigte in seinen Literaturbriefen ein zweites Mal den Deismus und schlug dießmal die wohlmeinenden Verfechter der Religiosität und der religiösen Poesie erbarmungslos zusammen. „Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freilich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte... Und so wenig ich aus des Herrn Klopstocks Philosophie mache, eben so wenig mache ich aus seinen Liedern.“ Durch eine solche schroffe Kriegserklärung wurde zwar weder Klopstocks religiöse Richtung in den Grund gebohrt, noch die Zahl seiner wirklichen Getreuen vermindert; aber Lessing verbrannte hiermit die letzte Brücke, die ihn mit der christlichen Kunst verbinden konnte, und stellte als Anwalt aller Deisten und Atheisten, Juden und Heiden und Türken die Kunst wie die Literatur auf religionsloses Terrain. Nur von den Religionsspöttern will er nichts wissen; allein dieses ist im vollständigsten Widerspruch mit seinem revolutionären Princip. Consequenter dagegen ist er, wenn er in einem andern Literaturbrief gegen Wieland die bisherige Pädagogik angreift, und die Naturgeschichte als den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar der moralischen (!), zum frühesten Gegenstand des Jugendunterrichtes gemacht wissen will, um den Knaben dann möglichst rasch der Ontologie, d. h. selbständigen Philosophie entgegenzuführen. Denn „das große Geheimniß, die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen, besteht nicht darin“, daß man sie die Wahrheit erkennen, von allen Seiten erfassen und durchdringen, je nach der Natur einer bestimmten Wahrheit auf historischem oder speculativem Wege besitzen lasse, sondern „einzig darin, daß man sie in der steten Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen“, semper discentes, et nunquam ad scientiam veritatis pervenientes, wie der Apostel die Ungläubigen der letzten Zeit beschreibt (2 Tim. 3, 7).

Laokoon ist ein Fragment. Man kann nicht mit absoluter Sicherheit angeben, was Lessing in der Fortsetzung gesagt haben würde, wenn er etwa unter Anderem das Verhältniß des Schönen zum Wahren und Guten, der Kunst zur Sittlichkeit und Religion hätte genauer erörtern wollen. Nach dem in den Literaturbriefen erlassenen Programm indessen ist es mehr als unwahrscheinlich, daß er die Kunst den sittlichen Forderungen des Christenthums unterstellt hätte. Seine Auffassung der Liebe und des ästhetischen Wohlgefallens, seine Klagen über christlichen Vandalismus und zerstörte Götterbilder, seine Unzufriedenheit sogar mit den Schranken, welche der Kunst aus den heidnischen Religionen erwuchsen, lassen das gerade Gegentheil erwarten; und wenn er nirgends von den heidnischen

Kunstidealen zu den christlichen aufblickt, in jenen vielmehr seine vollständige Befriedigung findet, so ist hiemit bereits der Boden der christlichen Weltanschauung thatsächlich verlassen, die Kunst dem segensvollen Einfluß ihrer Strahlen entrückt.

In Miß Sara Sampson war Lessing einfach der Humanitätsrichtung der Engländer gefolgt. In seiner folgenden Tragödie, Philotas, versuchte er sie mit antik-classischen Elementen zu mischen und aufzubessern. Das tragische Hauptmotiv, Selbstmord aus kriegerischer Eitelkeit, bezeichnet schon genugsam die religiöse Anschauungsweise, der es entsprungen. Minna von Barnhelm ist weit mehr aus den Eindrücken wirklichen Lebens, als aus dramaturgischen Berechnungen geschöpft und trägt seinem Ursprung gemäß ein mehr deutsches Gepräge. Aber auch hier vermag sich der Dichter jener flachen und flauen Humanitätsrichtung nicht zu entringen, die, wie sie das Tragische in spießbürgerliche Niederungen herabzog, so dem ächten Humor und zwerchfellerschütternder Komik kein lebensfähiges Erdreich zu bieten vermochte. Wie sie an die Stelle der geschichtlichen und romantischen Tragödie das bürgerliche Trauerspiel setzte, so schuf sie die ächte Komödie in die Comédie larmoyante um, d. h. in die Darstellung des tugendsamen Philisterthums von dessen anmuthiger und glücklicher Seite. So ruhen die vielfach heitern und spannenden Verwicklungen der Minna auf einem durchaus ernsten Grunde, einem confessions- und religionslosen Edelmuth, der nicht, wie Antonio's Edelmuth in Shakespeare's Kaufmann, lakonisch in Worten, groß in der That, natürlich und ungezwungen in all' seinen Zügen als Lichtbild der Schattengestalt des Häßlichen und Lächerlichen gegenübertritt, sondern in langen Reden und unaufhörlichen Reflexionen sich selbst spiegelnd mit einem ganzen Farbenprisma von anderweitigem Edelmuth um die Palme ringt. Ein edler Major, eine edle Minna, ein edler Onkel, ein edler Wachtmeister, ein edles Kammermädchen, ein edler Bedienter und — sogar ein edler Pudel! Nur die Franzosen sind von dem allgemeinen Edelmuth ausgeschlossen und schlimmer daran, als der deutsche Hund. Sonst ist Alles so edel und tugendsam, daß es fast scheinen will, als fühle der vom positiven Christenthum losgetrennte philisterhafte Menschengeist das Bedürfniß, seiner creatürlichen Schwachheiten zu vergessen und seinen eigenen Heiligsprechungsproceß auf der Bühne zu feiern.

Je mehr Lessing sich vom Christenthum entfernte, desto mehr bildete sich in ihm thatsächlich die Idee aus, das Theater nach antikem Vorbild zur Hauptbildungsstätte der Nation zu gestalten. Seinen Gipfelpunkt

erreichte dieß unnatürliche und hoffnungslose Streben, das mit der geschichtlichen Entwicklung der dramatischen Kunst bei Heiden und Christen im schroffsten Widerspruche steht, als Lessing nach Hamburg zog und als Dramaturg das vielversprechende Nationaltheater eröffnete. Da hieß es in dem von Hagedorn gedichteten Prolog von der dramatischen Kunst:

„Die Vorsicht sendet sie mitleidig auf die Erde,
Zum Besten des Barbars, damit er menschlich werde;
Weiht sie, die Lehrerin der Könige zu sein,
Mit Würde, mit Genie, mit Feuer vom Himmel ein;
Heißt sie, mit ihrer Macht, durch Thränen zu ergötzen,
Das stumpfeste Gefühl der Menschenliebe wetzen;
Durch süße Herzensangst und angenehmes Grau'n
Die Bosheit bändigen, und an den Seelen bau'n;
Wohlthätig für den Staat, den Wüthenden, den Wilden
Zum Menschen, Bürger, Freund und Patrioten bilden."

Sie soll die Könige, denen sonst Niemand beikommen kann, zur Reinigung der Leidenschaften verhelfen, sie soll das Gesetz gegen die Wächter des Gesetzes behüten, sie soll die ganze innere Denkart des Volkes, welche kein Staatsgesetz erreichen kann, sittigen, Menschenliebe, Edelmuth und jegliche Tugend lehren ꝛc., kurz, Alles in Allem, die vollständige Aufgabe der Religion übernehmen. So viel die Kunst, im Dienste der Religion, unstreitig zur Veredelung des Menschen beitragen kann und soll, so vermessen und thöricht war das Beginnen, sie zur ersten und ausschließlichen Bildnerin der Menschheit erheben zu wollen. Es mußte sich rächen und rächte sich auch. Während die Prediger Hamburgs über zunehmende Glaubenslosigkeit und Sittenlosigkeit zu klagen hatten, konnten die edlen Schauspieler die Kritik ihres Dramaturgen nicht ertragen, die edlen Theaterunternehmer geriethen sich wegen Geldinteressen in die Haare, das edle Publikum suchte nach wie vor Pläsir und nicht sittliche Bildung, die Buchhändler wurden so veredelt, daß sie Lessings Schriften nachdruckten, und der ganze edle Theaterschwindel gerieth schon nach einem Jahre ganz in die Brüche. Der große Lehrer und Bildner der Menschheit stak tief in Schulden, und dachte daran, tausend Meilen weit zu den „Wüthenden und Wilden" zu ziehen, um nur den durch das Nationaltheater veredelten „Menschen, Bürgern, Freunden und Patrioten" zu entkommen.

Das war der Erfolg des Strebens, das von der Religion emancipirte Theater zur Lehrerin der Menschlichkeit zu erheben. Glücklicher war Lessing, soweit er sich innerhalb der Grenzen der Kunst hielt und namentlich seine theoretischen Studien über die dramatische Kunst fort=

setzte und verwerthete. Hier gelangte er zu einem Anschluß an die Kunstnormen der Alten und namentlich an Aristoteles, der sich einigermaßen mit dem Anschluß der mittelalterlichen Scholastik an die Philosophie des Stagyriten vergleichen läßt. Während indeß die Scholastiker sich durch Zuziehung und Prüfung anderer philosophischer Systeme, namentlich aber durch die wissenschaftliche Untersuchung der Offenbarung allseitig und in stetem Fortschritt über die „Worte des Meisters" erhoben, verknöcherte sich Lessing dermaßen in seinem heidnischen Aristoteles, daß er für die Ideale, Motive, Charaktere, Verwickelungen und Gesetze einer christlichen Dramatik keinen Sinn mehr hatte und Shakespeare aus ästhetischen Rücksichten empfahl, ohne irgendwie in die Tiefen von dessen Weltanschauung zu dringen.

8. Die religiösen Gegensätze in Hamburg. Die Schutzschrift des Reimarus.

Als Lessing nach Hamburg kam, fand er dort die religiösen Gegensätze der Zeit, Aufklärung und Stockluthertum, Toleranz und ausschließlichen Zelotismus — man könnte sagen: das „gottlose Berlin“ und das „fromme Wittenberg“ in einer Stadt geeinigt. Der größere Theil des Volkes und des Mittelstandes, die angesehensten Familien des höhern Bürgerthums und die Würdenträger, welche aus deren Schooße hervorgingen, gruppirten sich, wenn auch in allmählich abnehmender Zahl, um eine zahlreiche orthodoxe Geistlichkeit, aus deren Mitte der Senior Joh. Melchior Göze durch Ansehen und Einfluß fast wie ein kleiner Papst hervorragte. Ein, nach Lessings Zeugniß, in wissenschaftlichen Dingen nicht unebener Mann, vom glühendsten Eifer für das Haus des Herrn erfüllt, seit 1760 Senior Ministerii, entwickelte er eine unermüdliche und allseitige Thätigkeit, um die überall emporkeimende Aufklärung niederzuhalten. In Folge dieser Bestrebungen hat denn auch die Aufklärung nicht umhin gekonnt, seinen Namen durch eine ausgebreitete Spottliteratur zu verewigen, so daß es schwer ist, aus dem satirischen Agglommerat die wirklichen Züge des Mannes herauszuerkennen[1]. Daß es ihm indeß heilig ernst darum zu thun war, den orthodoxen Glauben und die altehrbare Zucht und Sitte zu retten, ist wohl über allen Zweifel. Grundsätzlich unterschied er die Toleranz der Lehre von der persönlichen und politischen Duldung, ging aber in der Vertheidigung seiner ausschließlichen Dogmatik nicht selten auch über die Grenzen persönlicher Milde und Verträglichkeit hinaus und entwickelte eine Streitbarkeit, die außer glühender Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache auch ein gewisses Wohlbehagen am Kampfe voraussetzt. So donnerte er beispielsweise noch gegen die Jesuiten, als der Orden längst aufgehoben war, und zog gegen die Fürbitte der Heiligen zu Felde, während Lessing schon die Grundlagen

[1] Vgl. hierüber und über das Folgende Röpe, Joh. Melch. Göze. Hamburg 1860. A. Boden, Lessing und Göze. Leipzig 1862.

des Christenthums in Frage gestellt hatte. Doch sein Hauptkampf galt der Aufklärung. Er predigte und katechisirte nicht bloß gegen sie, er bot die Obrigkeit zur Hilfe auf, suchte das Schulwesen in rechtgläubigen Bahnen zu halten, bemächtigte sich der Presse, so gut er konnte, schrieb Predigten, Volksschriften, theologische Abhandlungen, polemische Streitschriften und bekämpfte den Unglauben auch auf seinem Lieblingsfeld, dem Journalismus. Während die Aufklärung unter dem Mantel moralisirender Phrasen und erheuchelter Christlichkeit umherschlich, nannte er die Dinge mit anerkennenswerther Festigkeit beim richtigen Namen, griff nicht nur den offenen Unglauben eines Bahrdt an, sondern auch die schöngeistig verklärte Philanthropie eines Basedow und den theologischen Rationalismus eines Leß und Semler, ohne Rücksicht darauf, daß er sich dadurch den Spöttereien und Karrikirungen des ganzen Janhagels des aufgeklärten Literatenthums aussetze. So mächtig indeß noch sein Anhang in der Stadt war und so weite Verbreitung seine Schriften fanden, so erfreute sich doch die Aufklärung gerade in den höheren Ständen eines steigenden Wachsthums; Juden und Freimaurer halfen ihr wacker nach, und sogar Geistliche, wie der Diakon Alberti an der Katharinenkirche und Fridrici, der Hauptpastor zu St. Peter, reihten sich in die Schaar ihrer Bekenner und Förderer.

Wie anderswo, schloß sich Lessing gegen keine der beiden Parteien ab, doch gehörte er seiner Gesinnung nach zur letztern. In ihrem Schooße zählte er seine besten Freunde und Bekannte; in ihren geselligen Kreisen suchte er seinen Umgang und seine Unterhaltung. Als charakteristische Figuren dieser Kreise mögen der Jude Moses Wessely, der Seidenfabrikant König, der Buchhändler Bode, der Gymnasialprofessor Reimarus und der aufgeklärte Prediger Alberti Erwähnung finden. Der Jude Moses Wessely, der vertraute Freund Lessings und Mendelssohns, war nicht nur Kaufmann, sondern auch Literat und stand mit zahlreichen Kaufleuten und Gelehrten, Staatsmännern und fürstlichen Personen in Verbindung. König repräsentirt den dem Judenthum affiliirten Kaufmannsstand; er hatte ein Seidengeschäft in Wien und starb schon 1769 auf einer Reise nach Italien. Die kurze Freundschaft Lessings mit ihm ward hauptsächlich dadurch bedeutsam, daß Lessing sich als Pflegevater der Wittwe und der Kinder des Verstorbenen annahm, mit ersterer einen mehrjährigen, für seine Biographie wichtigen Briefwechsel unterhielt und sie in seinem 47. Lebensjahr heirathete. Hatte er durch sie eine, wenn auch nicht sehr lebhafte Verbindung mit den Theater- und Literatenkreisen der josephinistischen Kaiser-

stadt, zu der ihn zeitweilig seine Braut, wie auch literarische und pecuniäre Aussichten mächtig hinzogen, so hatte er eine um so unmittelbarere und lebhaftere Fühlung mit der Freimaurerei in der Person des Buchhändlers Bode. Denn Bode war nicht nur das Haupt der Brüder in Hamburg, sondern einer der rührigsten Führer und Agenten der Loge im nördlichen Deutschland überhaupt. Mit Bode aber war Lessing durch den Compagniebesitz einer Druckerei geschäftlich auf's Innigste verbunden; und da Bode — ein Seitenstück zu Nicolai — auch Literat war, gesellte sich zur Gemeinschaft äußerer Interessen noch ein lebhafter geistiger Verkehr, der wohl die entfernte Veranlassung gewesen sein mag, daß Lessing im Jahre 1771 der Loge zu den drei goldenen Rosen in Hamburg beitrat. Er half Bode den Yorik Sterne's in's Deutsche übertragen; auch übersetzten sie gemeinschaftlich eine Schrift über die Tanzkunst. Aus ihrem Zusammenwirken erlangte das Project Klopstocks, die bedeutendsten literarischen Kräfte der Zeit zu einem gemeinsamen Unternehmen zu einigen, die Form einer Monatsschrift, welche in der Bode-Lessing'schen Officin, also unter maurerischer Gevatterschaft, gedruckt werden sollte. Klopstock versprach seine Hermannsschlacht, Gerstenberg seinen Ugellino, Zachariä ein Lustspiel. Doch scheiterte die Ausführung des Projects an der Anziehungskraft, welche der Hof Joseph' II. auf Klopstock und Andere ausübte, während der patriotische Grenadier Gleim sich nicht dazu erschwingen konnte, eine goldene Aera der deutschen Literatur ohne das glorreiche Patronat Friedrich' II. zu erwarten. Wie bekannt, ist später weder Wien noch Berlin ein nationaler Musencentralsitz wie das Paris Ludwig' XIV. geworden. Wenn aber Bode später nach Weimar übersiedelte (1793), dort seine literarische und maurerische Thätigkeit fortsetzte und ein eben so herzlicher Freund Herders ward, wie er Lessings Freund gewesen, so haben wir hier wohl eine Spur jener großentheils unsichtbaren Fäden vor uns, deren Netz die Musensitze Berlin, Leipzig, Hamburg, Wien und Weimar gemeinsam umspann und der neueren deutschen Literatur die Ehre verschaffte, nicht von einem großen, monarchischen Mäcen, sondern von der geheimnißvollen Gottheit der Loge beherrscht zu werden.

Sind jüdische Geschäftsleute und aufgeklärte Kaufleute, seien sie nun wirkliche Mitglieder oder nicht, die beweglichen, weltverbindenden Hilfskräfte der Loge, Literaten, Künstler und Buchhändler die weithinwirkenden Organe ihrer Idee, so waren ungläubige Professoren und liberale Geistliche von jeher die stabilen Träger ihrer lokalisirten, propagandistischen Thätigkeit, ihre Fangarme für Wissenschaft und Schule, ihre Occupations-

truppen im Gebiet der Zukunft, welche ja der heranwachsenden Jugend angehört. Diese wichtigen Faktoren waren in dem Hamburger Freundeskreis durch den Gymnasiallehrer Reimarus und den Diakon Alberti verkörpert.

Alberti war ein gemäßigter Rationalist, welcher den bestehenden Protestantismus ohne gewaltsamen Sturmlauf, langsam, organisch, mit einer geläuterten, philosophischen Anschauung zu versöhnen bestrebt war. Während der Streitigkeiten, welche Göze gegen den Prediger Schlosser und gegen den Pädagogen Basedow führte, stand er auf Seite der Letztern, ohne indessen offen für sie einzutreten. Göze war ihm deßhalb gram und begrüßte freudig den ersten Anlaß, um ihm seinen Fehdehandschuh vorzuwerfen. Ein solcher bot sich, als im Jahre 1769, während Lessing in Hamburg weilte, Alberti sich weigerte, ein Gebet öffentlich abzulesen, welches an Bußtagen von Alters her vorgeschrieben ward und in welchem die Worte des Psalmisten enthalten waren: „Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen" (Ps. 58, 6). Göze vertheidigte das alte Gebet auf der Kanzel; Alberti griff es auf der Kanzel an. Von der Kanzel ging die Fehde in Streitschriften über. Die sogen. Gebildeten waren für Alberti, das Volk für Göze; der Magistrat legte sich in's Mittel und verfügte im folgenden Jahr eine Aenderung des Gebets. Schon vor dieser Verfügung betrachteten die Freunde Lessings den Hauptpastor als gänzlich geschlagen. Er soll nämlich unter andern Vertheidigungsgründen des Gebetes vorgebracht haben: es stehe zu erwarten, daß Gott wegen des grassirenden Unglaubens die Türken oder andere heidnische Völker hereinbrechen lassen werde; theilweise sei das Gebet schon durch die Aufhebung des Jesuitenordens erhört worden. Als deßhalb Lessing eines Tages im Kreise seiner Freunde in Gegenwart Alberti's neckisch aufgefordert wurde, Göze zu vertheidigen, waren Alle erstaunt, als er sich des Kirchengebetes wirklich annahm. Alberti berief sich wider den Fluchvers auf das allgemeine Gebot der christlichen Liebe. Lessing verfaßte nun selbst eine Predigt über die Vereinigung der beiden Texte, von der er einige Exemplare in seiner Druckerei abziehen ließ, aber nicht öffentlich verbreitete. In der Vorrede dazu, welche Nicolai uns aufbewahrt hat, wird an einem Beispiel gezeigt, daß sich die Verurtheilung eines Grundsatzes (Intoleranz der Lehre) sehr wohl mit der Liebe gegen die Anhänger des Grundsatzes (persönlicher Toleranz) vereinigen lasse. Das Ganze war indeß nur Scherz und endigte damit, daß Lessing Alberti unter freundlicher Um-

armung versprach, die Predigt gewiß nicht in die Oeffentlichkeit zu bringen. Nach Lessings Abgang von Hamburg erneuerte sich der Streit zwischen Göze und Alberti; beide predigten und schrieben gegen einander. Göze, der von starker Gesundheit war, ertrug die Aufregung des Streites ohne Nachtheil, der kränkliche Alberti erlag ihr; Göze fuhr sogar am Begräbnißtage und nach dem Tode Alberti's fort, wider ihn zu predigen, und die Aufgeklärten schrieben den frühen Tod Alberti's auf die Rechnung des grausamen Seniors.

In welchem Sinn Lessing für Göze, in welchem er für Alberti war, ergibt sich aus spätern vertraulichen Geständnissen seiner Briefe. Er glaubte an die „Orthodoxie" freilich schon längst nicht mehr, aber ebenso wenig konnte er die rationalisirende Theologie leiden. Ein merkwürdiges Gemisch von Stolz und gründlichem Forschergeist, skeptischer Nergelei und Widerspruch hielt ihn ab, einfach mit dem großen Strom der Aufklärung zu schwimmen. Die rationalistischen Theologen waren ihm nicht consequent genug, die aufgeklärten Journalisten à la Nicolai nicht gründlich genug, die Orthodoxen nicht wissenschaftlich und tolerant genug, Bayle zu skeptisch, Spinoza zu schroff antichristlich, Leibniz zu conservativ, Wolff zu mathematisch, Luther nicht mehr zeitgemäß, die katholische Kirche die größte Tyrannin des Geistes. Selbst sein Freund Mendelssohn konnte seine Ideen nicht ganz treffen und dem langsam berechnenden Gange der Freimaurerei war er nach der Anschauung eines „Meisters vom Stuhl" weit voraus. Er wollte eben etwas Eigenes haben und war von diesem hoffärtigen Eigendünkel zu verblendet, um einzusehen, daß auf diese Weise, d. h. ohne Autorität, das Menschengeschlecht weder in religiöser noch in politischer und socialer Hinsicht bestehen, geschweige denn zu einer harmonischen Vollendung gelangen kann. Semetipsos pascentes . . nubes sine aqua . . . sidera errantia! Das Genie hat auf dem Pfade des Irrthums nur das voraus, sich weiter und unberechenbarer zu verirren! In dieser verhängnißvollen Disposition des Geistes machte Lessing die wichtigste und folgenreichste Bekanntschaft, welche ihm in Hamburg zu Theil ward, nicht mit einem Manne, sondern mit dessen handschriftlichen Buche: mit der durch ihn weltberühmt gewordenen Schutzschrift des Reimarus. Reimarus starb allerdings erst, nachdem Lessing bereits nach Hamburg gekommen war, aber es ist dennoch unwahrscheinlich, daß die beiden Männer persönlich bekannt geworden sind. Indessen der Geist des aufgeklärten Vaters lebte fort in der Familie, in dem Sohne, der ein angesehener Arzt und mit Lessing von gleichem Alter war, und in der Tochter Elise, einer „schönen Seele",

d. h. einer zugleich sehr gebildeten und sehr aufgeklärten Dame, die von Lessing, Mendelssohn, Jakobi überaus hoch geschätzt und verehrt wurde. Durch die innigste Freundschaft mit Sohn und Tochter war es Lessing nicht nur vergönnt, die hinterlassenen Schriften des alten Reimarus kennen zu lernen, sondern sich mit dem Interesse eines Familienangehörigen in dessen geistige Erbschaft hineinzuleben.

Hermann Samuel Reimarus war ein Mann von hervorragenden Geistesanlagen, von einer sehr allseitigen Bildung gewesen. Zu einer nicht gewöhnlichen Kenntniß der classischen Philologie und der Geschichte gesellte er großes Interesse für Mathematik und Naturwissenschaften, ein scharfes speculatives Talent und eine gründliche Vertrautheit mit der Wolff'schen Philosophie, welche er durch eklektische Zusätze weiter zu bilden bemüht war. Der durch Descartes in das Reich der Philosophie eingerissene Drang, keine der bisherigen Bahnen ruhig zu prüfen und weiter zu führen, sondern neue Entwicklungen anzustreben, ward ihm, wie hundert Andern, zum Verderben, und um so mehr, als er sich nicht gleich den meisten zeitgenössischen Philosophen in das dunkle Reich der Psychologie, Kosmologie und Ontologie verlor, sondern sich mit vorzugsweise praktischem Interesse der Theodicee und Ethik zuwendete. Wahrscheinlich unter dem Einfluß englischer Deisten, wie Toland, Collins, Woolston, Tindal, Chubb, Bolingbroke und Morgan, ward ihm die natürliche Theologie und Ethik bald zur einzigen Theologie und Sittenlehre, die Philosophie zur einzig haltbaren Religion. Dem Glaubenszweifel folgte Gewissensunruhe. Um sich zu beruhigen, arbeitete Reimarus nun alle seine Zweifel in einer Schrift aus, die er während seines Lebens dann noch mehrmals revidirte und erweiterte, und die sich nach seinem Tode unter dem Titel vorfand: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftgen Verehrer Gottes".

„Bloß meine eigene Gemüthsberuhigung," so heißt es in deren Vorbericht, „war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederschrieb; und ich bin nachher nimmer auf den Vorsatz gerathen, die Welt durch meine Einsichten (!) irre zu machen, oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen, zum Gebrauch verständiger Freunde, liegen bleiben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich des Friedens halber unter den herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, als daß er sich

und Andere durch gar zu frühzeitige Aeußerungen unglücklich machen sollte. Denn ich muß es zum Voraus sagen: die hierin enthaltenen Sätze sind nicht katechismusmäßig, sondern bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes und Ausübung der Menschlichkeit und Tugend. Da ich aber mir selbst und meinen entstandenen Zweifeln zureichend Genüge thun wollte, so habe ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir so manche Anstöße gemacht hatte, von Grund aus zu untersuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht."

Wie hieraus klar genug erhellt, war die letzte Bearbeitung des Buches nicht mehr auf eigene Beruhigung, sondern auf Privatcirculation unter Freunden und spätere Veröffentlichung zu gelegenerer Zeit berechnet. Vergleicht man hiermit die Bemerkung eines „Sachverständigen", daß die Fortschritte des Freimaurersystems in ihrer Langsamkeit zu sehr mit Lessings Charakter contrastirten, beachtet man, daß Reimarus' Freundeskreise mit der Loge in enger Beziehung standen, daß die Zwecke des Buches mit den Hauptbestrebungen der Loge zusammenfielen, so wird es schwer, dasselbe als eine von der Maurerei unabhängige Arbeit zu betrachten. In einer Zeit, wo der Glaube an die Göttlichkeit des Christenthums noch so tief in allen Theilen der protestantischen Bevölkerung wurzelte, war ein solches Werk „zur Beruhigung" wohl das allernöthigste Buch für die antichristliche Propaganda. Daß Reimarus nichtsdestoweniger den Stein noch nicht von der Höhe des Berges rollen lassen wollte, hatte seinen guten Grund. Die bisherigen Sturmanläufe gegen das Christenthum waren an der Stärke des religiösen Bewußtseins, an der Censur und an dem Widerstand der Fürsten gescheitert. Noch 1737 verhängte der Kaiser die Confiscation sämmtlicher Exemplare der aufgeklärten Wertheimer Bibelübersetzung; noch 1750 wurden sämmtliche Schriften des Deisten Edelmann auf Befehl des Kaisers öffentlich verbrannt. Apostel des Vernunftchristenthums, wie Dippel (gest. 1734), Schmidt und Edelmann, genossen noch nicht die Ehre ihrer geistigen Erben und Nachfolger, auf den Sesseln der Consistorien und der Ministerien, auf den Kathedern der Universitäten und im Staatsrath der Fürsten zu sitzen: als flüchtige, verfolgte Staatsverbrecher mußten sie ihr Heil im Ausland oder in Verstecken suchen. Die Freimaurerei schlug deßhalb, bis sie in Joseph II. ihren kaiserlichen Patron fand und durch rastlose Thätigkeit die politischen Verhältnisse Deutschlands untergraben hatte, in ihrem religiösen Aufklärungswerke einen langsameren Schritt ein, und Reimarus folgte, bewußt oder unbewußt, nur ihrer Taktik, wenn er sein Werk vorläufig nur für vertraute Kreise bestimmte.

Wie das Werk aus der Vertheidigung des Deismus nothwendig zum Angriff auf das positive Christenthum übergehen mußte, drückt Reimarus in seinem Vorbericht ganz richtig aus. Es selbst legt Zeugniß davon ab, daß es nicht so sehr eine Vertheidigung, als vielmehr ein Angriff zu sein bestimmt war. Von einer vorurtheilsfreien Untersuchung, von einer systematischen Prüfung ist keine Rede. Der Deismus als Naturreligion wird von vorneherein als die einzige mögliche Religion vorausgesetzt und nun aus alten und neuen Zeiten Rüstzeug zusammengetragen, nicht um irgend eine der andern positiven Religionen, sondern um gerade das Christenthum als Vollendung und Abschluß der mosaischen Offenbarung zu bekämpfen und, wenn möglich, zu stürzen.

Zum Ueberfluß hat Lessing selbst die aggressive Natur des Werkes ausdrücklich hervorgehoben, und Herder seinerseits insbesondere darauf hingewiesen, daß ein guter Theil seines Angriffsmaterials aus den verrosteten Waffenkammern jüdischer Rabbiner, also aus längst widerlegten und überwundenen Quellen, entnommen ist. „Der Ungenannte," schreibt Lessing, „so viel ich nun von seinen Papieren weiß, hat nichts Geringeres als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigener Hand geschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehreren Stürmen gewesen; einige derselben sind sogar ein wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt; und einen behenden, kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter." Der seltsame Gegensatz zwischen diesem Geständniß und dem begeisterten Lob, mit welchem Lessing an andern Stellen das Werk als den „gründlichsten" bisher gemachten Angriff auf das Christenthum verkündet, löst sich dadurch, daß Reimarus erstlich das Belagerungsmaterial mit großem Fleiß und vieler Erudition zusammentrug, dann es mit der schärfsten sophistischen Kunst in seinen einzelnen Theilen ordnete und disponirte, und ihm endlich nicht die belletristisch-journalistische Fassung gab, in welcher Voltaire u. A. das Christenthum bekämpften, sondern die wissenschaftlich getragene einer feierlichen Staatsschrift, aus deren bündigen Sätzen ein fast dämonisch stolzer Haß hervorblitzt.

Auf welche Weise Lessing in den Besitz dieser merkwürdigen Schrift

gekommen, ist noch nicht genugsam aufgehellt. Doch wußten die Verwandten des Reimarus darum, und auch Andere aus dem Freundeskreise scheinen Kenntniß von dem Werke gehabt zu haben. Die freudige Begeisterung, mit welcher Lessing das Werk begrüßte, spiegelt sich in den Lobreden, welche er den Fragmenten desselben einige Jahre später beigab, und in dem glühenden Eifer, mit dem er seinen Ungenannten gegen die Theologen vertheidigte. In ihm fand er alle die Brandstrahlen, welche er früher vereinzelt an einem Celsus und Julian, an einem Abälard und Huß, an einem Luther und Calvin, an einem Bayle und Spinoza bewundert hatte, in einen Brennpunkt vereint, mit einem echt deutschen Apparat von philologischen, exegetischen, historischen und philosophisch-kritischen Brennspiegeln verbunden; hier hatte er das „écrasez l'infame" vom Geiste des deutschen Protestantismus erfaßt, verarbeitet und dargestellt. Obwohl viel zu hochmüthig, um sich Reimarus rückhaltslos anzuschließen, umfing er doch der Hauptsache nach den Kern seiner Doctrin und beschloß, dem Werke jene öffentliche Wirksamkeit zu geben, welche sein Urheber noch für verfrüht hielt. In Hamburg war er augenblicklich noch zu sehr in literarische Studien vertieft. Er nahm es aber mit nach Wolfenbüttel und speculirte auf die Gelegenheit, Deutschland damit zu beglücken.

---

9. Abrechnung mit der katholischen Kirche im 'Berengar'.

Am 4. Mai 1770 ging Lessing nach Wolfenbüttel, um dort, nach seinem Ausdruck, „Bücherhüter" zu werden, am 7. desselben Monats ward er bei seiner „Braut", der Bibliothek, förmlich eingeführt. Mit diesem Datum beginnt die letzte Periode seines Lebens, welche vorzugsweise gelehrten Arbeiten und theologischen Streitigkeiten gewidmet war, während seine poetische Thätigkeit in 'Emilia Galotti' und 'Nathan' zum Abschluß gelangte. Es war ein gewaltsamer Uebergang von dem muntern, stets beweglichen Reiche der Bühne in die stillen, klosterähnlichen Räume einer Bibliothek, aus den lebensvollsten Kreisen der Gegenwart in die bestaubten Ueberreste vergangener Gelehrsamkeit. Doch mit seiner genialen Allseitigkeit, seinem practischen Tact, seinen gründlichen Kenntnissen und seiner Liebe zu Büchern (rechnet er sich doch selbst unter die helluones librorum) fand er sich in seinem neuen Amte gleich zurecht, ward ein ebenso tüchtiger Bibliothekar, als er ein Dramaturg von seltenem Talente gewesen, und stöberte in kurzer Zeit eine ganze Reihe literarischer Seltenheiten und Merkwürdigkeiten auf, deren Veröffentlichung ihm seinen Platz unter den gelehrtesten Bücherkennern und Bibliothekaren seiner Zeit verschaffte. Seine dichterische Anlage und seine Sprachgewandtheit ermöglichten es ihm, die Ergebnisse seiner kritischen Schärfe und seines unermüdlichen Fleißes mit dem Zauber geistreicher Behandlung zu umkleiden, und so sind seine 'Beiträge zur Geschichte und Literatur' aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel noch heute ebenso sehr anregende und theilweise werthvolle Monographien, als auch Muster einer anziehenden Verwerthung trockener Studien.

Gleich der erste Fund, den er machte, bezog sich auf eine kirchengeschichtliche Frage; von den Beiträgen schlugen zwei in das Gebiet der Theologie. Er kam dabei noch einmal mit drei der Hauptdogmen des Christenthums, den Lehren von der Transsubstantiation, von der allerheiligsten Dreifaltigkeit und von den ewigen Strafen, in wissenschaftliche

Berührung. Wer gewohnt ist, die Schicksale des Einzelnen und der Menschheit nicht bloß aus natürlichen Strebekräften und allenfalls einer natürlichen Vorsehung, sondern zugleich aus einem ganzen Netz übernatürlicher Einflüsse gewoben zu denken, dem wird es schwer, in diesem anscheinend zufälligen Zusammentreffen nicht einen wenigstens entfernten Ruf der Gnade zu erkennen. Noch einmal trat die Lehre der Erlösung in ihrer wunderbaren Vollendung, in der Eucharistie, seiner Seele entgegen, als die allgemeine Lehre der Kirche im elften Jahrhundert, von dort durch allgemeine Ueberlieferung herabreichend auf die Gegenwart und mit zahlreichen Zeugnissen hinaufsteigend in die Zeiten der Apostel, als der allgemeine Glaube der alt-christlichen Kirche und als der unerschöpfliche Gnadenquell thatkräftiger christlicher Liebe. Die schärfsten Einwürfe, welche gegen das Geheimniß eines einigen und zugleich dreipersönlichen Gottes von den Socinianern vorgebracht wurden, sah er von Leibniz so bündig und befriedigend gelöst, daß er zugestand, das Geheimniß stehe weder mit sich selbst, noch mit unwiderlegbaren Wahrheiten der Vernunft im Widerspruch, sobald man nur beim Geheimniß bleibe und dasselbe nicht mit natürlicher Evidenz erschöpfend durchdringen wolle. Eben so einleuchtend stellten sich ihm die Convenienzgründe dar, mit welchen derselbe Leibniz den christlichen Glaubenssatz von den ewigen Strafen im Jenseits vertheidigt hatte, und der allgemeine Glaube aller Völker an eine solche ewige Sanction. Er sah diese großen Mittel- und Angelpunkte der christlichen Lehre frei von innerem Widerspruch, nur von Scheingründen und „Sophistereien" bekämpft. Zum Greifen nahe war ihm die Thatsache gerückt, daß das Christenthum der Vernunft nicht widerspreche, sowie die Frage: hat Gott diese Lehren wirklich geoffenbart oder nicht? und hat er sie geoffenbart, wo ist seine heilige Urkunde darüber in der Menschheit zu finden? ist sie nicht bei jener ältesten und allgemeinsten Kirche hinterlegt, welche mit unveränderlicher Uebereinstimmung in die Zeiten der Väter und Apostel hinaufreicht?

Solche Fragen lagen nahe; hätte er früher nicht mit skeptischem Geist, mitten unter Zerstreuungen, bruchstückweise, zugleich mit den abenteuerlichsten philosophischen Träumereien, sondern ernst, systematisch und — demüthig die Kirchenväter studirt, er hätte nunmehr den Zusammenhang der christlichen Dogmen, wie die Verkettung ihrer Ueberlieferung durch alle Jahrhunderte nicht länger verkennen können. Aber wirr und wild, waren jene Studien von hundert andern Gegenständen der Wißbegier und Neugier überflutet worden; ein Wirbelstrom von Alltagssorgen und Welt-

vergnügungen, Kunstbestrebungen und literarischen Projecten, phantastischen Plänen und prosaischen Schwierigkeiten hatte ihre Eindrücke mit sich weggeschwemmt und nur einige philologische und antiquarische Erinnerungen im Gedächtniß belassen. Jetzt hatte er schon das Buch bei sich, dessen Inhalt ihm als der gründlichste Angriff auf das Christenthum erschien, welcher je gemacht worden wäre, und dessen Veröffentlichung er nichtsdestoweniger als eine nützliche, verdienstliche Sache bei sich beschlossen hatte. Den stolzen Drang in seiner Brust, sich keiner Autorität zu unterwerfen, vom Zweifel mehr angezogen, als vom ruhigen Besitz der Wahrheit, längst daran gewöhnt, die religiöse Frage gelegentlich, stückweise, nie in ihrem vollen Zusammenhang, nie mit dem Ernst, der sich ihrer entscheidenden Bedeutsamkeit für Zeit und Ewigkeit bewußt ist, sondern bloß journalistisch, als augenblicklichen Artikelstoff zu behandeln, glitt er auch dießmal an dem göttlichen Charakter der drei großen christlichen Dogmen vorüber, um an dem ersten für immer Abrechnung mit der katholischen Kirche zu halten, aus den beiden andern einigen Stoff zur weitern Ausbildung seiner deistischen Naturreligion zu schöpfen.

Seine stolze Voreingenommenheit verräth Lessing schon in dem Εὕρηκα, mit welchem er seinen ersten Fund — eine Streitschrift des Häretikers Berengar von Tours aus den Abendmahlszwisten des 11. Jahrhunderts — willkommen heißt. Es erhebt ein wahres Freudengejauchze darüber, in so entlegenen und dunkeln Zeiten einen so erleuchteten, aufgeklärten, muthigen, unabhängigen, freien Forscher gefunden zu haben, einen Mann, der es wagt, seine Privatansicht der Ueberlieferung der ganzen Kirche entgegenzustellen — in summa einen Ketzer comme il faut, der sich von Concilien und Päpsten nichts sagen läßt. Ohne zu untersuchen, auf welcher Seite in dem genannten Kampfe die Wahrheit stand, nimmt er von vornherein an, sie könne nur auf Seite des „Ketzers" gestanden haben. Bei ihm allein setzt er Verstandesschärfe und Urtheilskraft, Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit voraus; alle Repräsentanten der Kirche, ein Lanfrank und Adelmann, ein Guitmund und Hildebrand sind ihm von vorneherein denkfaule, dumme oder ehrgeizig-verlogene Menschen, die Kirchenversammlungen aber hämische Synedrien, nur damit beschäftigt, den „freien Menschengeist" und die „Wahrheit" auf's Neue zu kreuzigen. Unter dieser dichterischen Beleuchtung gestaltet sich die Geschichte Berengars nun freilich ganz anders, als wie sie die französischen Benediktiner mit emsigem Forscherfleiß und treuer Sorgfalt aus allen ihnen zu Gebote stehenden Akten gezogen. Berengar strahlt im Glorienschein, alles Katholische

wird zur unkenntlichen Karrikatur verzerrt, die katholische Geschichtsschreibung selbst wird an den „guten Benediktinern" als ein Gewebe von Verdrehungen und Armseligkeiten, willkürlichen Ausstaffirungen und Tendenzlügen, dummem Gespensterglauben und elendem Vorurtheil hingestellt. Ohne Weiteres verwirft Lessing die gewichtigen Zeugnisse, durch welche geschichtlich verbürgt ist, daß Berengar sich am Ende seines Lebens bekehrt hat, nicht als ob er gegentheilige Zeugnisse anzuführen wüßte, sondern auf den einzigen Grund hin, daß ihm eine solche Bekehrung unwahrscheinlich, unbegreiflich erscheint und daß er zu seiner „eigenen Beruhigung" (!) daran zweifeln zu müssen glaubt. „Ja, ein großer Theil meiner Beruhigung würde von diesem Zweifel abhangen." Wie dieß Bedürfniß nach Beruhigung und Schutz vor Bekehrung darauf hinweist, daß die Gnade noch nicht aufgehört hatte, an seiner Seele zu pochen, so zeigt uns die Art und Weise, wie er Berengars Umkehr bezweifelt, seinen kalten, verzweifelten Entschluß, die Gnade auf immer von seiner Thüre zu weisen.

„Ein Mann wie Berengarius hätte die Wahrheit gesucht; hätte die gesuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt und mit Gründen Andere gelehret; wäre bei der bekannten und gelehrten Wahrheit, trotz aller Gefahren, trotz seiner eigenen Furchtsamkeit vor diesen Gefahren dreißig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menschen keine werther sein müssen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat, — — eben da auf einmal hätte seine ganze Seele so umgekehrt werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu sein aufhörte? — Wer mich dieses bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahrheit von nun an zu entsagen. Denn wozu die fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unserer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn diese nie auszurotten, sondern höchstens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen sind, aus welcher sie wieder auf uns zurückstürzen, eben wenn uns ein anderer Feind die Waffen entrissen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen sie bedienten? Nein, nein; einen so grausamen Spott treibt der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals bloß zu werden wünschet, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unserer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unserer Kindheit beigebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbst erworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen: und diejenigen, bei denen sie in einem späten Alter wieder zum Vorschein

kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todbette wahr sein, mit welchen man jeden kleinmüthigeren Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von diesem, aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius stirbt sicherlich, wie er lehrte; und so sterben sie alle, die eben so aufrichtig, eben so ernstlich lehren als er. Freilich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und was noch schrecklicher ist als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heuchelei müssen das Bette des Sterbenden nicht belagern, und ihm so lange zusetzen, bis sie ihm ein paar zweideutige Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke sich bloß die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig sterben zu können."

Hiermit war gründliche Abrechnung mit dem Christenthum, vorab mit der katholischen Kirche, gehalten. Wenn nur das Wahrheit ist, was der Mann selbst untersucht und durch selbständiges Ringen zu seiner Ueberzeugung gemacht hat, wenn alles Andere kindisches Vorurtheil ist, das sich mit der Reife des Alters verliert und zu dem nur kindische Alte zurückkehren können, wenn die Bekehrungen zur katholischen Kirche auf Gespenstermärchen und hitzigen Fiebern, Einflüssen der Einfalt und Heuchelei beruhen, wenn ein Berengarius, d. h. auch ein Lessing, sich nicht bekehren darf, sich nicht bekehren kann, ohne die Würde seiner Vernunft und die Consequenz seines Strebens zu schänden, wenn die Unterwerfung seiner Vernunft unter eine positive Autorität ein Spott auf den Schöpfer ist: dann kann man freilich getrost in's Jenseits sehen, ob Muselmann oder Christ, Heide oder Jude, Pantheist oder theosophischer Schwärmer; man kann, man braucht sich nicht mehr zu bekehren; die Rechte der individuellen Vernunft gegenüber den Ansprüchen eines sich offenbarenden Gottes haben auch für die Schrecken der Todesstunde, wenn die Creatur sich wie ein Wurm im Staube krümmt, eine unerschütterliche, absolute Geltung erobert. Der Schöpfer selbst leistet dem Geschöpfe Gewähr, daß es sich völlig frei die Grenzen der Wahrheit bestimmen dürfe.

Wäre das Schauspiel eines sich für immer von Gott lossagenden, titanenhaften Genie's nicht so furchtbar ernst, so müßte man fast darüber lachen, wie die protestantischen Theologen die ungeheure Tragweite von Lessings Grundsätzen völlig verkannten und in Seligkeit darüber schwammen, daß der Herr Lessing, wie sie meinten, ganz in ihrem Geiste, über Prälaten und Päpste, Dogmen und Autoritäten der römischen Kirche herfiel. Auch die aufgeklärten Freunde Lessings verkannten ihn ganz und wurden

an ihm irre, als er mit christlichen Redensarten über eine christliche Streitfrage vergangener Jahrhunderte zu reden begann. Sie meinten, man solle über solche Dinge gar nicht mehr reden, die Theologie und theologische Fragen der Vergessenheit überlassen. Lessing blickte tiefer; ihm widerstrebte es, die achtzehn Jahrhunderte des Christenthums als eine unfruchtbare Lücke in der Entwickelung der Menschheit, als einen unbegreiflichen Riß in der Evolution seiner vollkommensten Welt zu betrachten. Feuerfest gegen alle Forderungen des positiven Christenthums, wollte er auch die Dogmen und Einrichtungen, die Bildung und den Fortschritt dieses langen Zeitraums in den Kreis seiner Forschung gezogen wissen. Das Christenthum, wie es nun einmal in der Geschichte sich vorfand, sollte nicht als alter Hausrath in die Rumpelkammer geworfen, sondern als Scenerie und Draperie in den Bühnenhaushalt einer neuen Weltreligion aufgenommen werden. Der aufgeklärte Geist sollte sich nicht, wie Vogel Strauß, ängstlich vor den positiven Dogmen verstecken, sondern sich „Beruhigung" verschaffen und sie dann ebenso gemüthlich, wie die Philosopheme der alten Indier oder die Träumereien eines beliebigen Schwärmers, zergliedern, das „Natürliche" und „Menschliche" daraus herausklauben und ihre Allegorien „vergeistigen".

Kraft dieser freieren Auffassung, die sich mit allen Meinungen und Religionen, nur nicht mit der Verbindlichkeit einer einzigen, autoritativen Religion vertragen kann, hatte Lessing keine Schwierigkeit, auch die dogmatische Ansicht Berengars am Schlusse seines historischen Aufsatzes kurz zu behandeln und die Ansicht zu äußern, daß die Kirche in den frühesten Jahrhunderten zwar nicht die Wesensverwandlung im Sinne der Katholiken, aber doch auch mehr als bloße Zeichen, also etwas dazwischen Liegendes — er nennt es prägnante Zeichen — geglaubt habe. Wie wenig er hiebei dachte, die lutherische Abendmahlslehre gegen die katholische und zwinglianische zu stützen, hat er selbst seiner Freundin, Madame König in Wien, vertraulich eingestanden: „Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bei unseren lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres, als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrieen zu hören. Ob mich das aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren." Wenn er nichtsdestoweniger daran dachte, einen zweiten (dogmatischen) Theil zum Berengarius zu schreiben, so waren wieder andere Gründe mit im Spiel. „Herrn Voß versichere," so schreibt er

an seinen Bruder Karl, „daß ich bereits in voller Arbeit an dem ersten Theil meiner vermischten Schriften bin; und wenn die Angelegenheiten meines Beutels mich nicht zwingen, vor allen Dingen einen zweiten Theil des Berengarius zu schreiben, so kann er versichert sein, daß ich fleißig fortfahren werde." (29. Oct.) „Da ich mit meinem ordentlichen Gehalte nur eben auskommen kann, so habe ich kein anderes Mittel, mich nach und nach aus meinen Schulden zu setzen, als zu schreiben. Ich habe es, Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu schreiben, als jetzt; und diese Nothwendigkeit hat, natürlicher Weise, sogar Einfluß auf die Materie, wovon ich schreibe. Was eine besondere Heiterkeit des Geistes, was eine besondere Anstrengung erfordert, was ich mehr aus mir selbst ziehen muß, als aus den Büchern: damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich sage dir dieses, damit du dich nicht wunderst, wenn ich, deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweiten Theil zum Berengarius schriebe. Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen." (11. Nov.)

---

10. Trostlosigkeit der reinen Naturreligion. Uebergang von der Literatur zur Theologie.

Bevor Lessing den ersten Theil des Berengarius vollendet hatte, war im August 1770 sein Vater am Schlagfluß gestorben, ein treuer Lutheraner bis zum Tod. In merkwürdigem Gegensatz zu den aufklärerischen Bestrebungen seines Sohnes, war er in den drei letzten Jahren seines Lebens auf die von ihm vor fünfzig Jahren widerlegten 17 Vorurtheile, „die man nach einem Zeitlaufe von zweihundert Jahren zum Nachtheil der Kirchenverbesserung auf die Bahn gebracht", abermal zurückgekommen und hatte begonnen, seine Gedanken darüber niederzuschreiben. Das geistige Vermächtniß des ruhigen, billig denkenden Greises bildet einen seltsamen Prolog zu dem letzten Lebensabschnitt seines Sohnes.

„Die unverdiente Güte meines Gottes," so hebt dieß Testament an, „hat mich gegen das 74. Jahr meines Lebens und gegen das 50. Jahr meines Predigtamtes leben lassen. In dieser verflossenen Zeit haben sich unzählige Veränderungen zugetragen, welche den Zustand der Menschen in und außer der Christenheit, obschon anders, jedoch nicht viel besser gemacht. Gewissenszwang und Verfolgungsgeist ist zwar nach und nach ziemlich verloschen; die unerhörten Grausamkeiten in Religionssachen sind abgekommen; aber dagegen hat nun eine ungemessene Freiheit und unverschämte Frechheit, von göttlichen und geistlichen Dingen zu reden und zu schreiben, was man will, überhand genommen. Der um sich gefressene Unglaube hat sich auf den Thron des Aberglaubens gesetzt. Die heilige Schrift hat Jedermann lesen, aber auch schänden dürfen. Gute und löbliche Anstalten in Kirchen- und Polizeisachen sind gemacht und anbefohlen worden; aber Ungerechtigkeit, Unbarmherzigkeit, Unwissenheit und Ungehorsam ist dadurch nicht weniger geworden. Die Wissenschaften sind gestiegen, aber die Sitten der Menschen nicht gebessert. Durch Gelehrsamkeit, nicht durch Gottesfurcht, will man berühmt werden.

„So denke ich, wenn ich eine Vergleichung mit den vorigen und jetzigen Zeiten und Leuten anstelle. Jene verachte ich nicht, und diese kann ich nicht allzusehr erheben. Vieles wird unter den Menschen wohl anders, aber nicht besser. Das Alte sieht man auf der schlimmen, und das Neue nur auf der guten Seite an."

Bei aller Verschiedenheit der Ansichten hegte Lessing vor seines Vaters Charakter und Wissen eine tiefe Hochachtung. Sein Tod schmerzte ihn

sehr und störte ihn tagelang in seinen Arbeiten. Doch von den religiösen Anschauungen des greisen Predigers, wie von seiner nüchternen Beurtheilung der Zeitlage, hatte er sich bereits zu weit entfernt, um innerlich darauf zurückkommen zu können. In welcher Richtung er fortschritt, zeigen ein paar Aeußerungen aus dem folgenden Winter.

Er hatte die Handschrift des Reimarus (des „Ungenannten") Mendelssohn mitgetheilt, um sein Gutachten über dieselbe einzuholen. Mendelssohn fand die Art und Weise unbillig, wie der Ungenannte die Propheten und Patriarchen des alten Testaments behandle, und machte darauf aufmerksam, daß man in ihrer Beurtheilung die Culturzustände ihrer Zeit und die Culturforderungen zu Rathe ziehen müsse, welche sich aus jenen Zuständen ergäben. Hierauf antwortet Lessing, daß die Billigkeit dieß allerdings bei Beurtheilung bloßer Menschen erheische. „Aber sind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablassen sollen? Sie sollen vielmehr die erhabensten Muster der Tugend sein, und die geringste ihrer Handlungen soll in Absicht auf eine gewisse göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet sein. Wenn also an Dingen, die sich nur kaum entschuldigen lassen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden soll und will: so thut, denke ich, der Weise unrecht, wenn er diese Dinge bloß entschuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen sprechen, die sie in unsern bessern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die sie in noch bessern, noch aufgeklärteren Zeiten nur immer verdienen können."

Noch stärker bezeichnet er seine Abneigung gegen das Christenthum anläßlich eines Zwischenfalls, der zwischen Mendelssohn und Lavater stattgehabt. Mendelssohns Phädon (1767) hatte den ebenso gläubigen und biedern, als auch für die Sache des Christenthums begeisterten und etwas zur Schwärmerei geneigten Züricher Diakon dermaßen entzückt, daß er den jüdischen Philosophen reif für's Christenthum hielt und persönlich mit ihm anzuknüpfen suchte. Bei seinem Besuche in Berlin sprach Mendelssohn mit Hochachtung von Christus, und Lavater glaubte 1769 die Zeit gekommen, dem edeln „Nikodemus" nicht nur seine Uebersetzung von Bonnets Beweisen für die christliche Offenbarung widmen, sondern ihn in der Vorrede offen zum Uebertritt auffordern zu dürfen. Aber „Nikodemus" war kein Nikodemus; er wollte nichts von Bekehrung wissen und wies Lavater ebenso höflich als entschieden zurück. Als darauf 1770 in der Jenaischen Zeitung ein Stück von Lavaters Reisetagebuch veröffentlicht und die Sache wieder berührt wurde, war Mendelssohn etwas ver-

letzt, schwieg indessen. Lessing jedoch empörte dieser Bekehrungseifer tief und er forderte seinen Freund auf, wenn er antworte, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdruck zu thun. „Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

In dieser feindlichen Stellung zum Christenthum fühlte sich Lessing keineswegs behaglich und zufrieden. „Doch ich besorge es nicht erst seit gestern," so heißt es in demselben Briefe, „daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer zu wissen, wann und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden."

Zweifel überhaupt und zumal religiöser Zweifel ist nicht geeignet, einen Menschen glücklich zu machen. Auf Lessing konnte die dumpfe Ungewißheit über das wichtigste Räthsel des Lebens um so weniger günstig wirken, als er sich auch in seiner äußeren Lebensstellung unbehaglich fühlte, dazu an körperlichem Uebelbefinden litt und in seinem ungestümen Arbeitsdrang durch den geistigen wie leiblichen Rückschlag dieser verschiedenen Armseligkeiten gar vielfach und in immer beschwerlicherer Weise gehemmt ward. Nur selten deutet der Barometerstand seines vertraulichen Briefwechsels auf die volle Frische und Freudigkeit der vorausgegangenen Jahre. Seine gelehrten Forschungen sind ihm „Moos und Schwämme, Stümperei und Bibliothekararbeit, Kahlmäuserei und Büffelei", er stellt sie auf dieselbe Linie mit dem Staubabkehren. Den Berengarius nennt er eine Lumperei, die theologischen Gegenstände, welche seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, „Unsinn, Ungereimtheiten, Quisquilien". Sein Leben ein „hundsf......... Leben" zu nennen, hatte er sich so angewöhnt, daß der Ausdruck bei seinen Freunden zum geflügelten Wort wurde. Wolfenbüttel war ihm ein verwünschtes Schloß: er wünschte, der alte Sperling noch zu sein, um fortzukommen. „Der Kopf ist mir über meine schurkischen Umstände vollends noch so wüste geworden, daß ich kaum mehr weiß, was ich schreibe." So meldet er seinem Bruder

am 11. November 1770. „Krank bin ich nun zwar nicht mehr," schreibt er am 26. Mai 1771, nachdem er eine Brunnenkur gemacht, „aber wenn ich sagte, daß ich deßwegen so wäre, wie ich zu sein wünsche, so müßte ich es lügen. Unter allen Elenden, glaube ich, ist der der Elendeste, der mit seinem Kopfe arbeiten soll, auch wenn er sich keines Kopfes bewußt ist. Doch was hilft alles Klagen?" Am 4. Juli: „Ich bin, seitdem ich dir das letzte Mal geschrieben, auch nicht einmal im Stande gewesen, mich mit theologischem Unsinn abzugeben, geschweige, daß ich etwas Gescheidteres vorzunehmen fähig gewesen wäre. Selbst diesen Brief schreibe ich wie halb im Traum. Ich habe schlechterdings die ganze Zeit wieder meine Gedanken nicht eine Viertelstunde auf die nämliche Sache fixiren können; und jede Zeile, die ich auch nicht zum Drucke schreiben müssen, hat mir Angstschweiß ausgepreßt, so wie es wirklich auch von diesen Zeilen noch wahr ist. Acht Tage habe ich dazu einen Ausschlag über den ganzen Körper gehabt, daß ich mich kaum vor Jemanden sehen lassen konnte; und nun habe ich seit vier Tagen den Pyrmonter Brunnen zu trinken angefangen, wobei mir mein Arzt schlechterdings gerathen, mich so viel wie möglich ernstlicher Beschäftigungen zu entschlagen."

Der Brunnenkur ungeachtet dauerte dieser kranke Zustand in voller Schärfe noch mehrere Wochen; er war genöthigt, sogar Briefe des öftern und tagelang zu unterbrechen. Auch als es etwas besser wurde, klagte er über förmliche Wasserscheu gegen alles Schreiben. „Ob ich schon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Ursache habe unzufrieden zu sein, auch wirklich nicht bin," so heißt es am 14. November, „so sehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabei in die Länge nicht dauern kann. Besonders würde ich die Einsamkeit, in der ich zu Wolfenbüttel nothwendig leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie ich ihn an andern Orten gewohnt gewesen, auf mehrere Jahre schwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank: und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein." Den Winter über wurde er von einem hartnäckigen Augenleiden geplagt, im Frühjahr gesellten sich dazu heftige Zahnschmerzen, im April und Mai klagt er wieder über völlige Zerrüttung, Arbeitsunfähigkeit, dringendes Bedürfniß nach Schonung. „Mir aber ist jetzt (27. Juni 1772) nicht selten das ganze Leben so ekel — — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen, ein Aufenthalt, der mir durch den gänz-

lichen Mangel alles Umganges (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) unerträglich wird, eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei — das Alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Compliment wegen meines gesunden Aussehens: und ich möchte dieses Compliment lieber mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle? Kaum, daß ich noch die Feder führen kann, wie Sie wohl selbst aus dem unleserlichen Briefe sehen werden, den ich mehr wie fünfmal habe abbrechen müssen.... Aber was klage ich Ihnen da vor? Sie müssen mich wirklich lieber für hypochondrisch halten, als Alles so genau nach den Worten nehmen." Im October 1772 meldet er seinem Bruder die Thatsache, daß er seit einiger Zeit wieder rüstig an seinen Beiträgen habe arbeiten können, und die Absicht damit fortzufahren, bis er neue Lust und Kräfte bekomme, etwas Gescheidteres zu arbeiten. Aber schon im Januar 1773 taucht die alte Klage über Hypochondrie neuerdings auf und spinnt sich fort in's folgende Jahr hinein, wo er (am 20. April) seinen Jammer also zusammenfaßt: „Es ist nie mein Wille gewesen, an einem Ort wie Wolfenbüttel, von allem Umgang, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das schon vier Jahre; und da ich es nur allzu sehr empfinde, wie viel trockener und stumpfer ich an Geist und Sinnen diese vier Jahre, trotz aller meiner sonst erweiterten, historischen Kenntniß geworden bin: so möchte ich es um Alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich noch sonst etwas in der Welt thun will. Hier ist es aus; hier kann ich nichts mehr thun. Du wirst diese Messe auch nichts von mir lesen, denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt."

Was das Ungemach des körperlichen Leidens, der geistigen Mißstimmung und der ungewohnten Lebensweise unzweifelhaft am meisten schärfte, war Lessings Drang, „neue Werke des Genie's" hervorzubringen, d. h. seine Thätigkeit als Dichter und Dramaturg weiter zu führen. Mochte er auch in andern Kreisen sich noch so frei bewegen und noch so

großen Erfolg ernten, hier war sein Lieblingsfeld, die eigentliche Heimath seines Talentes. Er hat sich zwar selbst als einen geschildert, dem der himmlische Quell der Poesie nicht in vollem Strome aus dem Herzen sprudle, der vielmehr Preß- und Röhrenwerk anwenden müsse, um poetische Erzeugnisse mühsam aus sich herauszupumpen, aber er hat auch gesagt, daß er diesem kritischen Preß- und Röhrenwerk etwas danke, was dem Genie sehr nahe komme, und je mehr es ihn gekostet hatte, aus dem poetischen Chaos seiner Zeit in das Verständniß seines Aristoteles und der antiken Dramatiker vorzudringen, desto inniger hing er an diesem geistigen Gewinn. Was er selbst hervorgebracht hatte, verschmolz in seinen Augen mit den Errungenschaften seines langjährigen, dramatischen Studiums, und dieses hinwiederum war so mit seiner eigenen productiven Geistesarbeit verwachsen, daß es ihm wie ein Theil seines Selbst vorkam. Beständig und mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte er aus seiner dumpfen Bücher-Einsiedelei heraus die Geschicke des deutschen Theaters. Er schmiedete fortwährend neue Pläne, um seine Bande zu sprengen und sich wieder auf dieses sein Lieblingsfeld zu begeben. Er lebte gleichsam neu auf, da es ihm vergönnt war, in günstigen Zwischenräumen des Winters 1771—72 sein Trauerspiel ‚Emilia Galotti' zu vollenden und auf die Bretter zu bringen. Doch dem mühsam errungenen, mannigfachem Leiden abgetrotzten Erfolg folgte peinliche Erschlaffung. Nicht nur die schöpferische Kraft versiegte, sondern auch die geistige Frische, sich an Meisterwerken Anderer durch Kritik und Studium für neue Productionen zu befruchten. Mehr als ein Plan, den er früher begeistert genährt, zog in den Stunden der Schwermuth an seinem Geiste vorüber, aber das geliebte Ideal ward zum quälenden Gespenst, das mit seiner Unerreichbarkeit den unfreiwilligen Gelehrten die ganze Last seiner prosaischen Lage empfinden ließ. Hypochondrisch brütete er an einer anti-tyrannischen Tragödie ‚Spartakus'. Doch die Mißstimmung war zu groß, um sich auch an einem so entsprechenden, gleichartigen Stoff poetisch gestalten zu lassen.

Zu der Lebensprosa, welche auf ihn drückte, sind außer dem Zwange eines eintönigen Amtes und dem Mangel an anregender Gesellschaft auch Geldsorgen zu rechnen. Er hatte durch seine Stellung zwar ein genügendes Auskommen; aber er war mit Schulden, und zwar, wie es scheint, mit nicht unbedeutenden Schulden von Hamburg herübergekommen, und, als schlechter Haushalter, wand er sich aus diesen nur heraus, um anderswo wieder in neue, wenn auch kleinere, zu gerathen. Dazu lebte seine Familie, besonders nach dem Tode des Vaters, in sehr bedrängten

Verhältnissen, und er war edelsinnig genug, seine greise Mutter und seine Geschwister nicht nur unterstützen zu wollen, sondern auch, wie er nur eben konnte, thatsächlich zu unterstützen. Endlich dachte er im Verlauf dieser Jahre immer ernstlicher daran, seine Freundin, die Wittwe König, zu ehelichen, und mußte deßhalb auch auf Mittel bedacht sein, einen eigenen Hausstand zu gründen. Die Sorge, die hieraus erwuchs, war eine harte Nuß für den Junggesellen, der schon über die Vierzig hinaus war, wie für den Dichter, der bis jetzt sorglos in den Tag hineingelebt hatte und sich noch jetzt zu einer laeta paupertas, einer heitern Poetenarmuth hingezogen fühlte. Krankheit und Trübsinn verdoppelten und verdreifachten die an sich schwere Last.

So ungerecht es nun wäre, mit Rücksicht auf diese Umstände, die folgenden historischen, theologischen und poetischen Arbeiten Lessings als bloße literarische Geldspeculationen anzusehen, ebenso ungeschichtlich wäre es, ihn als ein halbgöttliches Wesen aufzufassen, das, über alle irdischen Beweggründe und Sorgen erhaben, in all' seinen Veröffentlichungen einzig und allein nach Wahrheit ringt und unter Leiden aller Art sich zum reinsten Besitz der Wahrheit emporkämpft. Scharfe Selbstbeurtheilung, gewaltige Willenskraft, mitunter ein neckischer Galgenhumor, sprechen allerdings aus seinen Briefen, aber von der heiligenden Kraft des Leidens, von Gebet und Gottvertrauen, Geduld und Gottergebung keine Spur [1]. Nach Zerstreuung seufzte er, nach kurzweiligerem Umgang, nach Freundschaft, nach Liebe und — nach Geld. Er setzt in die Lotterie und versucht auf diese schwindelhafte Weise zu Geld zu kommen. In seinem umfangreichen Briefwechsel mit Frau König ist fast in jedem Brief von Lotto und Lotterie, Einsatz und Gewinn, Amben und Quaternen die Rede. „Ich komme," schreibt er am 13. Januar 1771, „auf unser gemeinschaftliches Project, glücklich — ich wollte sagen — reich zu werden. Wahrlich, Sie sind, sehe ich, eine Frau, mit der man schlechterdings nichts verlieren kann. Wir sind wiederum, in der neunten Ziehung, mit einer Nummer herausgekommen, wie Sie aus beigehendem Ziehungsscheine sehen werden. Nämlich mit Nummer 69. Ich habe auch schon dafür ein neues Billet auf die zehnte Ziehung genommen; nur ist mir leid, daß es schon ausgefertigt war, als ich Ihren letzten Brief erhielt und Num-

---

[1] Vgl. Brief vom 26. Oct. 1772. „Ich bin schlimmer als krank gewesen; mißvergnügt, ärgerlich, wild; wider mich und wider die ganze Welt aufgebracht, Sie allein (Frau König) ausgenommen."

mer 19 diesesmal noch nicht wieder an seine Stelle kommen können. Für Nummer 69 habe ich 77 genommen, und unser Billet lautet nun zusammen auf: 7. 36. 45. 47. 77. Noch etwas Besonderes dabei muß ich Ihnen melden. Auch in Stralsund hat man nunmehr ein Lotto, und vor kurzem ist die erste Ziehung geschehen. Hätten wir da mit unserem Billete eingesetzt gehabt — was meinen Sie, daß wir gewonnen hätten? — Leider doch auch nur eine Ambe. Und was ist uns mit einer Ambe gedient? Alles oder nichts. K. und Compagnie sollen unsere Louisd'or haben: oder wir ihre sechszigtausend Thaler." Aus den 60,000 Thalern scheint nichts geworden zu sein; wenigstens war Lessing am Ende desselben Jahres nicht im Stande, eine Schuld, die er selbst sehnlichst zu tilgen wünschte, ganz in Ordnung zu bringen.

War das Glücksrad dem unverdrossenen Lottospieler so wenig hold, so war er um so mehr darauf angewiesen, wenigstens in seinen Arbeiten der Geldfrage nicht gänzlich zu vergessen. Ganz offen äußerte er seine Ansichten hierüber in einem Briefe an seinen Bruder, der ihn aufgefordert hatte, wieder für's Theater zu arbeiten. „Denn daß ich etwas wieder für das Theater machen sollte, will ich wohl bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben ..... Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth sind, so sage mir lieber gar nichts mehr davon; denn sie sind sodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen; und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also: Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten. Es wäre auch närrisch, wenn ich den einzigen Weg, Geld zu verdienen, mir wenigstens nicht offen halten und das Publikum erst mit meinen Stücken sättigen wollte. Das Geld ist gerade das, was mir fehlt; und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will schlechterdings in Jahr und Tag keinem Menschen mehr etwas schuldig sein, und dazu gehört ein besserer Gebrauch meiner Zeit, als das Theater." Noch viel deutlicher lautet ein Brief an ebendenselben Bruder Karl vom 8. April 1773: „Ich bin ärgerlich und arbeite, weil Arbeiten doch das einzige Mittel ist, um einmal aufzuhören,

jenes zu sein. Aber du und Herr Voß, ihr irrt euch sehr, wenn ihr glaubet, daß es mir bei solchen Umständen ja wohl gleichgültig sein könne, was ich arbeite. Nichts weniger: weder in Ansehung der Arbeit, noch in Ansehung der vornehmsten Absicht, warum ich arbeite. Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber doch noch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Verstande um Brod geschrieben hätte. Ich habe meine Beiträge bloß darum angefangen, weil diese Arbeit fördert, indem ich nur einen Wisch nach dem andern in die Druckerei schicken darf, und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben. Wenn du nicht begreifen kannst, wie ein Mensch, der doch jährlich 600 Thaler hat, in so kümmerlichen Umständen sein kann: so muß ich dir sagen, daß ich auf länger als anderhalb Jahre mein ganzes Salarium vor einiger Zeit aufnehmen müssen, um nicht verklagt zu werden; und wer nun noch daran zweifelt, daß es die absolute Unmöglichkeit ist, warum ich gewisse Pflichten nicht erfülle (Unterstützung der Familie), mein Versprechen in gewissen Dingen nicht halte, den bin ich sehr geneigt, eben so sehr zu verkennen, als er mich verkennt."

Der Leser wird sich fragen: Was haben denn all' diese Gesundheitsberichte und Geldnöthen mit dem religiösen Entwicklungsgang Lessings zu schaffen? Die Antwort ist theilweise schon in der zuletzt angezogenen Stelle enthalten. Unter dem Druck der geschilderten äußeren Schwierigkeiten verließ Lessing die ihm von seiner Lieblingsneigung vorgezeichnete Bahn eines Dramaturgen, warf sich auf gelehrte Studien und unter diesen gelegentlich auch auf Theologie. Verbittert, mißstimmt, aufgebracht wider sich und die ganze Welt, in der vornehmsten Absicht, um Brod zu verdienen, griff er unter andern Stoffen, die sich ihm eben darboten, zu theologischen Fragen, verwickelte sich bei seinem bruchstückweisen, ordnungslosen Forschen in neue Zweifel und willkürliche Philosopheme, stürzte sich, halb offen, halb versteckt, halb consequent, halb inconsequent, der Sache nach zu Gunsten des Unglaubens in den religiösen Kampf der Zeit und wob sich aus einer Reihe fragmentarischer Streitschriften und Aphorismen jenes phantastische Netz von Religionsphilosophie, in dessen unvollendeten Träumen er, wie Eichendorff sagt, „an der Schwelle des Allerheiligsten unbefriedigt unterging". Einem „Dämon des Scharfsinns" diesen geistigen Untergang zuzuschreiben, wie Hamann es thut, ist sonach bloß eine beschönigende Wendung. Wie in allen ähnlichen Tragödien, spann der Mammon, der glänzende Gott der Welt, die ersten verhängnißvollen

Fäden, der Stolz vollendete das Gewebe, und der Scharfsinn, der im Dienste der Demuth die Fesseln hätte sprengen können, diente nunmehr bloß dazu, sie straffer anzuziehen und zu einem unentwirrbaren Knoten zu schlingen.

Den ersten bedeutenderen Schritt auf dieser abschüssigen Bahn that Lessing im Sommer 1771. Er nahm das Buch des Reimarus mit nach Berlin und suchte einen Verleger, um es sofort ganz drucken zu lassen. Mendelssohn und Nicolai widerriethen umsonst; er schrieb ihre Einrede falschen Beweggründen zu, und beharrte mit der lebhaftesten Zähigkeit auf seinem Entschlusse. Es gelang ihm auch wirklich, einen Verleger zu finden, welcher das Werk drucken wollte, wenn es die theologische Censur passirte, deren Wiederherstellung durch Friedrich II. wir bereits erwähnten. Diese war aufgeklärt genug, dem „gründlichsten und unumwundensten Angriff, der bis daher auf das Christenthum und die geoffenbarte Religion überhaupt unternommen worden war", die Druckerlaubniß zu gewähren, hatte indeß noch so viel äußere Selbstachtung, ihr theologisches vidi nicht auf diesen Angriff setzen zu wollen. Das war indeß genug, um den Drucker abzuschrecken — und die Veröffentlichung unterblieb. Lessing nahm die Handschrift wieder zurück nach Wolfenbüttel.

Wer der späteren Versicherung Lessings glauben will, er habe diesen Schritt nur dazu gethan, um dem Christenthum zu einer gründlichen, siegreichen Vertheidigung zu verhelfen, der thue es auf seine Rechnung: er wird genöthigt sein, dem vielverherrlichten Manne allen jenen praktischen Scharfblick abzusprechen, welchen das allgemeine Urtheil aller Parteien ihm zuspricht — oder dem positiven Christenthum jenes wunderliche Allerweltschristenthum zu unterschieben, das Lessing später unter diesem Namen entwickelt hat.

Ein Mann von Lessings Scharfsinn und Belesenheit konnte es unmöglich verkennen, daß der Angriff des Reimarus nicht bloß auf den protestantischen Bibelglauben, die protestantische Inspirationslehre und andere Halbheiten und Irrthümer des Protestantismus gerichtet war, daß er vielmehr die großen, breiten, allgemeinen Grundlagen des Christenthums untergrub, auf welchen alle christlichen Bekenntnisse gemeinsam fußen: die Möglichkeit, Erkennbarkeit und Thatsache einer positiven Offenbarung, die Vernunftgemäßheit eines Glaubens auf göttlich verbürgte Autorität, den göttlichen Charakter des Wunders, die Glaubwürdigkeit der alttestamentlichen Schriften und der evangelischen Geschichte, die Zeugnisse für die Gottheit Christi und für die Göttlichkeit seiner Religion.

Er konnte und mußte wissen, daß die Angriffe auf diese Grundpfeiler des Christenthums schon hundertmal erneuert, hundertmal zurückgeschlagen worden waren, daß noch jüngst der englische Deismus sogar an den Theologen der Hochkirche seinen Mann gefunden hatte. Wir wollen ihm nicht zumuthen, daß er die alten, verachteten Scholastiker hätte ansehen sollen, um in ihnen eine Menge der vorgebrachten Einwürfe bereits gelöst zu finden; aber die alten Apologeten kannte er ja, das Christenthum anerkannte er zum wenigsten als eine großartige geschichtliche Thatsache. Er konnte und mußte wissen, daß der bessere Theil der Menschheit sich seit achtzehn Jahrhunderten um das Banner Christi geschaart hatte, während die Angriffe des Reimarus aus den Schriften von Männern herstammten, die um ihres sittlichen Charakters willen die herzlichste Verachtung verdienten. Hielt er eine Anzahl der gemachten Einwürfe für schon gelöst, alle für lösbar, so wußte er doch zugleich, daß sie sich nur einzeln lösen lassen, daß ihre Häufung die Lösung erschwerte, daß sie, einzeln schwach und gehaltlos, durch eine möglichst vollständige Aufspeicherung einen Schein von Wahrscheinlichkeit gewinnen und den Glauben des Ungelehrten nothwendig erschüttern mußten. Ein Mann, der so Viele gerettet und angegriffen, mußte wissen, daß ein Einwurf von vier Zeilen zu gründlicher Widerlegung oft einen ganzen Aufsatz erheischt, daß das Buch des Reimarus also eine ganze Reihe von Bänden erfordern würde. Konnte ihm unbekannt sein, daß der gewöhnliche Mensch lieber kurze Einwürfe, als langathmige Antworten liest? daß ein Einwurf sich rasch lösen läßt, wenn die Wahrheit schon bewiesen ist, daß es aber umgekehrt dem gewandtesten Dialektiker schwer, wenn nicht unmöglich wird, ein dialektisch ungebildetes Publikum aus einem ganzen Meere von lauter Zweifeln und Einwürfen heraus zum Vollbesitz der Wahrheit zu führen? Und brauchte es endlich einer äußern Autorität, hatte nicht Leibniz, derselbe, von dem Lessing sagte: „er müßte, wenn es auf ihn ankäme, keine Zeile umsonst geschrieben haben", die Untergrabung des Glaubens durch aufklärerische Zweifel auf's Strengste verurtheilt?

„Nicht Jedermann," schrieb dieser gegen Bayle, „braucht sich in diese theologischen Discussionen zu mischen, und Leute, deren Stand sich nicht mit eingehenden Forschungen verträgt, müssen sich mit den Lehren des Glaubens begnügen, ohne sich um Einwürfe zu bemühen; und sollte etwa eine sehr starke Schwierigkeit sie bedrängen, so dürfen sie den Geist davon abwenden, indem sie Gott ihre Neugier zum Opfer bringen; denn wenn man einer Wahrheit gewiß ist, braucht man nicht auf die Einwürfe

zu horchen. Und da es viele Leute gibt, deren Glaube sehr gering ist und zu wenig tiefe Wurzeln besitzt, um derartige gefährliche Proben zu bestehen, so glaube ich, darf man ihnen nicht darbieten, was ein Gift für sie sein könnte; oder wenn man ihnen nicht verbergen kann, was schon zu öffentlich bekannt geworden, so muß man das Gegentheil hinzufügen, d. h. man muß suchen, dem Einwurf die Lösung hinzuzufügen, weit entfernt, eine solche als unmöglich zu verwerfen."

Wenn Lessing nun den Angriff des Ungenannten auf das Christenthum für viel schärfer und gründlicher hielt, als alle Brandschriften der Encyklopädisten, was mußte er sich von einer vollständigen Herausgabe des Werkes — ohne Lösung irgend einer Schwierigkeit — mitten unter einem dem Unglauben zuneigenden Publikum versprechen? Wenn er eine Stärkung des christlichen Glaubensbewußtseins davon erwartete, dann hatte er nicht nur seine sprichwörtliche Verstandesschärfe, sondern den gesunden Menschenverstand verloren. Das war aber unzweifelhaft nicht der Fall. Sein Versuch war also darauf gerichtet, für einige Louisd'or einmal an dem „abscheulichsten Gebäude von Unsinn" tüchtig zu rütteln.

Nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, vollendete Lessing seine ‚Emilie Galotti' und fing dann, unter den bereits geschilderten Umständen, die ‚Beiträge' wieder an. Unter den Schätzen der Wolfenbüttel'schen Bibliothek, welche er herausgab und mit Anmerkungen begleitete, waren auch zwei theologischer Natur, beide Reliquien Leibnizens. In der Antwort dieses großen Theologen auf die E i n w e n d u n g d e s S o c i n i a n e r s W i s s o m a t i u s g e g e n d a s G e h e i m n i ß d e r a l l e r h e i l i g s t e n D r e i f a l t i g k e i t hatte er nicht nur eine bedeutsame Vertheidigung dieses Glaubensgeheimnisses vor sich, sondern zugleich eine mächtige Erinnerung an des großen Philosophen conservativ-christliche Richtung und ein achtunggebietendes Muster scholastischer Methode. Er sah es klar: Wissomatius war geschlagen. In der strengen syllogistischen Form wurde dem noch so scharf zugespitzten Irrthum der Stachel gebrochen. Mit der logischen Zergliederung war die Lösung gegeben. Lessing stand nicht an, das zuzugeben und sogar eine Stelle Leibnizens zum Lobe der scholastischen Form seinen Bemerkungen einzuverleiben.

„So sehr auch heutzutage," heißt es da, „der gemeine Haufe der Neuern die Logik des Aristoteles verachtet; so muß man doch bekennen, daß sie untrügliche Mittel und Wege zeigt, den Irrthümern in dergleichen Fällen [wofern die Einwürfe wider die Wahrheit einzig und allein aus der Vernunft genommen sind und für Demonstrationen ausgegeben werden]

zu widerstehen. Denn man darf nur den Vernunftschluß nach den gewöhnlichen Regeln untersuchen: so wird man allezeit ein Mittel finden, zu entdecken, ob entweder in der Form gefehlt, oder ob die Vordersätze noch nicht gehörig erwiesen worden."

Anstatt sich aber dieser Entdeckung nun gegen die Einwürfe des Ungenannten zu bedienen, oder wenigstens an dem vorliegenden Dogma die Haltbarkeit des Christenthums ernstlicher zu prüfen, schwirrt er gemäß seiner Liebhaberei erst in kritisch-bibliographischen Untersuchungen herum, hüpft über die „dialektischen Subtilitäten" mit der Entschuldigung hinweg, nicht genug darin bewandert zu sein, läßt die Kraft der Form als „Kunstgriffe" entschwinden und stürzt sich in die Frage, ob Leibniz wirklich rechtgläubig gewesen sei. Aus dieser Frage, an der er herumzweifelt, ohne die entscheidenden Thatsachen in Betracht zu ziehen, schlüpft er aalglatt in den viel bedeutsameren Zweifel hinüber, was eigentlich Glauben sei und wie sich Glauben zum Wissen verhalte. „Er glaubte! Wenn ich doch nur wüßte, was man mit diesen Worten sagen wollte." Er trommelt dann satirisch auf den protestantischen Apologeten herum, welche die Wahrheit der christlichen Religion unumstößlich bewiesen zu haben vermeinen, und schließt mit einer Anekdote, ohne weder die Rechtgläubigkeit Leibnizens, noch den Begriff des Glaubens, weder die Bedeutung der scholastischen Form, noch die Haltbarkeit der Trinitätslehre aus dem Zweifel herausgezogen zu haben. Doch läuft das Gemengsel aller dieser Zweifel mehr auf die Wahrscheinlichkeit hinaus, daß eine wissenschaftliche Versöhnung von Wissen und Glauben an sich unmöglich sei, daß die Wahrheit der christlichen Religion mithin nicht bewiesen werden könne. Weßhalb der gelehrte Bibliothekar gerade diese Thüre nicht ganz offen wollte, während er sonst für alle Welt, Encyklopädisten und Leibnizianer, Deisten und Socinianer, Orthodoxe und Aufgeklärte ein Thürchen offen läßt, ist leicht erklärlich, wenn man beachtet, daß der wissenschaftlich-apologetische Beweis des Christenthums mit der Pflicht zu glauben in Verbindung steht und der Glaube zur Pflicht wird, sobald subjectiv moralische Gewißheit seiner Stichhaltigkeit vorhanden ist.

Einen viel größeren Schein von christlicher Gläubigkeit, aber einen viel freieren Standpunkt der Auffassung behauptet Lessing in dem andern Beitrag: „Leibniz von den ewigen Strafen." Ohne positive Beweise für das Dasein einer Hölle zu geben, bespricht er ihre Möglichkeit mit dem Ernste eines Bußpredigers. Er verwirft die Einwendungen, welche rationalisirende Theologen dagegen vorbringen; er zieht eine ver-

schollene kleine Handschrift Leibnizens an's Tageslicht, worin die theologischen Congruenzbeweise zu Gunsten ewiger Strafen um einen vermehrt werden; er stimmt Leibniz bei, geht den aufgeklärten Theologen zu Leibe. Es gibt eine Hölle, eine ewige Hölle — aber nur für jene, die nicht aufhören können zu sündigen. Es gibt auch wahrscheinlich ein Fegfeuer, worin die Guten von den ihnen anhaftenden Unvollkommenheiten geläutert werden. Aber — und dieß ist ein viel gewichtigeres Aber — die biblischen Beschreibungen dieser Strafen sind nur bildlich zu nehmen; Hölle und Himmel sind nicht getrennte Orte, nicht einmal getrennte Zustände; es gibt weder eine vollständige Glückseligkeit, noch eine völlige Verdammung. „Wenn es wahr ist, daß der beste Mensch noch viel Böses hat, und der schlimmste nicht ohne alles Gute ist; so müssen die Folgen des Bösen jenen auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten diesen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß seine Hölle noch im Himmel, und seinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Bösen müssen von den mehreren Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehreren Folgen des Bösen nicht bloß abgezogen werden; sondern jede derselben müssen sich in ihrer ganzen positiven (!) Natur für sich selbst äußern. Nichts Anderes meinet die Schrift selbst, wenn sie von Stufen der Hölle und des Himmels redet."

Während Lessing in dieser phantastischen Weise seine Toleranzlehre auch noch in's Jenseits hinüberspinnt, Himmel und Hölle durcheinanderwirft und die ganze christliche Lehre von den letzten Dingen auf den Kopf stellt und „vergeistigt", macht er zugleich beständig Miene, die alten orthodoxen Theologen des Lutheranismus gegen die seichten Neologen in Schutz zu nehmen und zerzaust unerbittlich die exegetischen und philosophischen Einwände, auf welche die Letzteren ihre freiere und „geläuterte" Auffassung des Jenseits gründeten. Direkt war der Angriff auf seinen Freund, den aufgeklärten Prediger Eberhard, gerichtet. Er schien seinen eigenen Freunden Karl Lessing, Mendelssohn, Nicolai und Eberhard so sehr zu Gunsten der Orthodoxie und zum Nachtheil der Aufklärung sich auszusprechen, daß sie auf's Lebhafteste remonstrirten und sich beschwerten. Das nöthigte ihn, seinem Bruder (8. April 1773) offen zu sagen, wie es ihm eigentlich mit seiner Eschatologie gemeint war und daß er alle Theologie verwünsche, um freies Feld für die Philosophie zu haben. „Wenn Herr Eberhard mich nicht besser versteht, als du mich zu verstehen scheinst, so hat er mich sehr schlecht verstanden. So habe ich wirklich, meinst du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den

Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meinst, ich habe es nicht bedacht, daß auch sie damit weder zufrieden sein könnten, noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr, als du, nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als die Orthodoxen jemals gethan haben."

11. Das Christenthum in die Schranken gefordert.

Wie Nicolai berichtet, war Lessing nicht leicht von einer einmal gefaßten Idee abzubringen, Widerspruch schärfte nur seinen Starrsinn. So ist es leicht begreiflich, daß das ihm zu Berlin verweigerte Imprimatur nur seine Begierde mehrte, das Werk des Reimarus, allen Autoritäten zum Trotz, doch herauszugeben. Eine passende Form war in den Beiträgen selbst gegeben. Diese bestanden aus alten Manuscripten, Bruchstücken, Notizen, die er zum ersten Mal oder verbessert herausgab und zu denen er seine gelehrten Randglossen machte. Der Titel war ganz allgemein: ‚Beiträge zur Geschichte und Literatur', und durch die erwähnten Aufsätze war das Publikum schon gewöhnt, auch theologische Controversen in den Rahmen desselben gezogen zu sehen. Es bedurfte also nur einer kleinen Fiktion, welche, obwohl unwahr, die Sache in das spannende Helldunkel des Geheimnisses einhüllte, der Fiktion nämlich, daß er das Manuscript in den Schätzen der großherzoglichen Bibliothek aufgestöbert habe und es nun stückweise als Curiosität veröffentlichen wolle, dann konnte das vermeintliche Riesengeschütz, auch ohne polizeiliches Vidi oder Imprimatur, anfangen zu spielen. Ob er diesen Kniff für eine Reservatio mentalis oder einen Humbug, für ein mendacium officiosum oder eine dichterische Freiheit ansah, wissen wir nicht. Genug, wenn er einen Mabillon oder sonst einen katholischen Kritiker über dergleichen ertappt hätte, würde er ganz sicher ein Zetermordiogeschrei darüber erhoben haben; während er sich selbst nichts daraus machte, das heiligste Erbgut der Menschheit, die christliche Religion, durch einen so elenden Komödienstreich in dem Herzen von Tausenden zu bekämpfen.

Als unmittelbarer Signalschuß wurde noch ein historischer Beitrag vorausgeschickt, um die Gemüther für den Ungenannten zum Voraus zu gewinnen. Es war ein Brief des Renegaten Adam Neuser, welcher, einst Prediger in Heidelberg, erst Antitrinitarier und dann gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Constantinopel Muhammedaner wurde. Auch dieses Elenden glaubte sich Lessing, bei seiner Vorliebe für alle Ketzer und Heterodoxen,

Renegaten und Apostaten, annehmen zu müssen. Er benutzte die Gelegenheit, die Intoleranz der Christen überhaupt zu „züchtigen", Leibniz einen kleinen Hieb zu geben, dem Islam ein wenig das Wort zu reden, die „religiösen Vorurtheile" abzuschleifen und den Glauben an die Göttlichkeit des Christenthums praktisch zu untergraben. Wer sich einmal damit vertraut gemacht, in einem Renegaten nicht mehr einen schuldbeladenen, entehrten Auswürfling des christlichen Gemeinwesens, sondern einen unglücklichen Verfolgten, ein Opfer des „Christenthums" zu sehen, der konnte sich auch die Weisheit des Ungenannten gefallen lassen, ja er mußte von vorneherein mit dramatischem Mitgefühl einem Klagelied der Deisten über ungerechte Verfolgung und ihrem Ruf nach öffentlicher Duldung entgegenhorchen.

Anknüpfend an Adam Neuser ließ Lessing 1774 das erste Fragment „von Duldung der Deisten" erscheinen. Die Geschichte Neusers hat ihn an die „Fragmente eines sehr merkwürdigen Werkes unter den allerneuesten Handschriften unserer Bibliothek und besonders an eines derselben erinnert" (!); er weiß nicht, ob es einem ganzen Werke angehört, welches der Titel, welches der Verfasser ist, wie es in die Bibliothek gekommen, ob die Fragmente überhaupt zu einem Werk gehören; er conjecturirt nun über den Verfasser herum und sucht dem Leser den blauen Dunst vorzumachen, es sei Schmid, der Uebersetzer der Wertheimer Bibel.

Auf diese „wissenschaftliche" Einleitung folgt das Fragment, nichts weniger als ein logisch geordneter, dialektisch gefaßter, wissenschaftlicher Aufsatz, sondern eine rhetorisch disponirte und ebenso rhetorisch ausgeführte Brandschrift, welche, ausgehend von unbewiesenen Voraussetzungen, den christlichen Glauben durch hämische Entstellungen heruntersetzt, eine Fluth alter, längst beantworteter Einwürfe neu aufwärmt, alle Antworten dagegen ignorirt, und als Anwalt der beleidigten Vernunft Toleranz für den Unglauben fordert. Meint Lessing, der Verfasser sei „ein wahrer, gesetzter Deutscher, in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen", so ist hievon so viel anzuerkennen, daß derselbe ein kräftiges Deutsch schreibt, sich leichtfüßiger Spöttereien im Stile Voltaire's enthält, mit schwerer patristischer, historischer und exegetischer Gelahrtheit bepackt einherzieht und in dem Ton eines ernsten Mannes redet, der sich seiner persönlichen Unfehlbarkeit wissenschaftlich bewußt und fest entschlossen ist, sich keiner Autorität im Himmel und auf Erden zu unterwerfen. Objectiv ist natürlich der deutsche Unglaube ebenso hohl und schal, wie der



französische der Encyklopädisten, ja insofern noch viel widriger, unehrlicher und schaler, als er nicht gerade und offen der „Infamen" d. h. der geoffenbarten Religion des Gottessohnes den Krieg erklärt, sondern, in den gestohlenen Christennamen und hundert christliche Reminiscenzen eingewickelt, im Namen des von den Priestern erwürgten Toleranzpredigers von Nazareth, um bloße Duldung bettelt. „Es ist wahr," sagt der ungenannte Stimmführer der deutschen Deisten, „wir glauben das nicht, was das heutige Christenthum zu glauben verlangt, und können es aus wichtigen Ursachen nicht glauben; dennoch sind wir keine ruchlosen Leute, sondern bemühen uns, Gott nach einer vernünftigen Erkenntniß demüthigst (sic) zu verehren, unsern Nächsten aufrichtig und thätig zu lieben, die Pflichten eines rechtschaffenen Bürgers redlich zu erfüllen und in allen Stücken tugendhaft zu wandeln." Ja, nach seiner willkürlichen Voraussetzung wären diese rechtschaffenen Bürger als die einzigen wahren Anhänger Christi zu betrachten. Denn „die reine Lehre Christi, welche aus seinem eigenen Munde geflossen ist, sofern dieselbe nicht besonders in das Judenthum einschlägt, sondern allgemein werden kann, enthält nichts als eine vernünftige, praktische Religion. Folglich würde ein jeder vernünftige Mensch, wenn es eine Benennung der Religion brauchte, sich von Herzen christlich nennen." [1]

Wie diese Auffassung des Christenthums, so fallen auch die übrigen geschichtlichen Ansichten des Ungenannten der Hauptsache nach mit denjenigen zusammen, welche Lessing schon in seinen Jugendgedanken über die Herrnhuter zurechtgelegt hatte. Die ursprüngliche Religion der Menschen war eine ungeheuer einfache Vernunft- oder Naturreligion. Bei der Mehrzahl der Menschen von positiven Zuthaten überwuchert, lebte sie in nur wenigen Edeln und Weisen fort, ward von dem Menschen Christus etwas zu Ehren gebracht, schon von den Aposteln wieder mit Nebendingen überkrustet, in der katholischen Kirche in Aberglauben ertränkt, von den Reformatoren halbwegs gerettet, von den protestantischen Theologen aus Intoleranz aber zurückgedrängt und allüberall verfehmt und geächtet. Diese Unduldsamkeit des positiven Christenthums findet der Ungenannte in dessen Vernunftwidrigkeit begründet. Aller Autoritäts-

[1] Diese Anschauungsweise adoptirte Lessing vollständig in dem Fragment „Die Religion Christi", worin er die Religion Christi (d. h. die Naturreligion des Menschen Christi) von der christlichen Religion (die ihn als Gott anbetet) unterscheidet, jene als klar in der Bibel verbürgt, diese als vieldeutig und ungewiß hinstellt. Die Gottheit Christi ist ihm ein Problem!

glaube ist vernunftwidrig, blind, des Menschen unwürdig. Weil er nun doch aber einmal die Menschen beherrschen will, so bleibt seinen Anhängern nichts übrig, als den Menschen von Jugend auf in Vorurtheilen groß zu ziehen, die erwachende Vernunft gewaltsam zu unterdrücken, und falls Jemand zum Vollbesitz der Vernunft kommt, d. h. vom Christenthum abfällt, ihn in jeder Weise zu verfolgen. So ist alles positive Christenthum im Grunde nur ein boshaftes System zur Unterdrückung der Vernunft und ihrer reinen Bekenner. Diese fordern nun mehr Freiheit und Duldung — gestützt auf ihre Eigenschaft als vernünftige Christen, auf die phantastisch ausgemalte Duldung, welche die Proselyten des Thors (lauter Vernunftchristen natürlich) im alten Testament gefunden haben sollen, auf die angebliche Toleranz Christi und der Apostel, auf den Vorwand, daß der Glaube nicht in des Menschen Gewalt stehe, gestützt endlich auf die innere Unmöglichkeit und Vernunftwidrigkeit allen Glaubens.

Den Eindruck, den eine solche Freiheitspredigt auf seine religiös zerfahrenen Glaubensbrüder machen mußte, hat Lessing in seinen Randbemerkungen und Glossen eher verschärft, als abgeschwächt. Er bezweifelt, daß man die Proselyten des Thors mit den Deisten der Gegenwart auf eine Linie stellen könne, und wünscht hiefür erst einen Nachweis; widerlegt aber sonst in keinem Punkte den Ungenannten. Dagegen hält er für Reuser und den Koran nochmals eine kleine Apologie, bezeugt seine Freude über die zunehmende Toleranz und Preßfreiheit und schließt mit einem Ausfall gegen die neumodischen Theologen, von deren „vernünftigem Christenthum" er eine härtere Tyrannei zu fürchten scheint, als von der alten „Orthodoxie". „Schade nur," sagt er von diesem Christenthum, „daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt."

Da die neumodische Theologie bei den Aufklärern des Tages, namentlich bei Nicolai, in viel besserem Geruche stand als das alte Lutherthum, so konnten sich diese, darunter auch der Bruder Lessings, in diese letztere Wendung der Sache abermal nicht finden, und er war genöthigt, sein öffentliches Glaubensbekenntniß, das eigentlich nicht viel sagte und ihm den Weg nach allen Weltgegenden offen ließ, durch ein Gardinengeständniß zu ergänzen.

„Vielleicht wirst du auch diese Gesinnung ein wenig misanthropisch finden," schreibt er an seinen Bruder am 2. Februar 1774, „welches du mich in Ansehung der Religion zu sein im Verdacht hast. Ohne nun aber zu untersuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinen Nebenmenschen zufrieden zu

sein Ursache habe, muß ich dir doch sagen, daß du dir hierin wahrlich eine ganz falsche Idee von mir machst, und mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehst. Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Subeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigene Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? — Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, erkundige dich doch nur nach diesem Punkt genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neueren Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür an die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist, aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst du es mir, daß ich dieses alte vertheidige. Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen, als meines eigenen."

Diese Worte schildern genauer, als irgend eine andere Stelle, den religiösen Standpunkt, auf welchem sich Lessing bei Herausgabe des ersten Fragments befand. Die lutherische Orthodoxie war ihm „unreines Wasser", die neuere protestantische Theologie dagegen „Mistjauche", jene ein morsches, baufälliges Haus, das nothwendig abgetragen werden muß, diese ein Versuch, die unheilbare Ruine auf Kosten der menschlichen Vernunft zu stützen. Wo das reine Wasser hergenommen werden solle, weiß Lessing noch nicht; aber in dem anderen Vergleich hat er schon eine sichere Wohnung gefunden, in welcher er der alten Ruine, des rechtgläubigen Luther=

thums, offenbar völlig entrathen kann. Nur will er sie langsam abgetragen und nicht zum Nachtheil seines Hauses aufgebessert wissen. Und welches ist dieses Haus? Er sagt es selbst: Vernunft und Philosophie. Und das ist es gerade, was er von der neumodischen Theologie befürchtet, daß sie, der Philosophie sich bemächtigend, dieselbe unter ihre autoritative Herrschaft zu bringen suche. Bleibt nur die Vernunft frei, dann mag man das unreine Wasser einstweilen geduldig belassen, bis sich reines findet — oder auch keines.

Zieht man diese Aeußerungen mit in Rechnung, so kann auch, abgesehen von anderen Umständen, kaum ein Zweifel darüber sein, in welchem Sinne er das erste Fragment herausgab. Er wollte die Vernunft vom Christenthum „befreien", nur nicht stürmisch-wild, sondern langsam-bedächtig, nicht durch plötzlichen Umsturz, sondern durch schrittweise Aufklärung der Ideen, nicht durch eine aufgeklärte Theologie aus den Stuben der Prediger, sondern durch selbständige Forschung der Laien. Auf diese „gründliche" Abräumung aller Theologie, aller religiösen Autorität und alles positiven Dogmas ist ja gerade die Schutzschrift des Reimarus gerichtet.

Wie tief neben der Vernünftigkeit auch die sittliche Würde des Christenthums in Lessings Augen gesunken war, darauf deutet eine öfters besprochene Aeußerung über Göthe's Werther in einem Brief an Eschenburg (26. October 1774), worin er die moralischen Schattenseiten in Werthers Charakter der „christlichen Erziehung" zur Last legt. Ein derartiger Liebesschwärmer, meint er, wäre bei den alten Römern und Griechen nicht möglich gewesen und einen solchen Liebeswahnsinn würde man kaum einem Mädelchen verziehen haben. „Solche klein-große, verächtlich-schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß (!) so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schluß, und je cynischer, desto besser."

Bekannt genug, daß Göthe diesem Wunsch zwar nicht im Werther, aber doch in andern Werken nachgekommen ist und der christlichen Erziehung durch echt antike Auffassungen der Liebe nachgeholfen hat. Weniger bekannt ist, daß das Auftauchen des jungen Göthe und seine ersten literarischen Erfolge Lessing ein ziemliches Unbehagen und eine sichtliche Unruhe bereiteten. Er fürchtete neue Unordnungen für die deutsche Bühne, als deren Oberdramaturgen er sich gewissermaßen fühlte. „Schwerlich," schreibt er seinem Bruder, „werde ich dir auf das viel zu antworten

haben, was du mir von gelehrten oder theatralischen Vorurtheilen geschrieben. Ich bin meistentheils deiner Meinung. Die letzteren haben längst aufgehört mich zu interessiren und nicht selten gereichen sie mir zum äußersten Ekel. Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Göthen, trotz seinem Genie, worauf er pocht, anzubinden. Aber davor bewahre mich ja der Himmel! Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte" (11. November 1774).

Gleichzeitig bietet er dem Buchhändler Voß ein zweites Fragment aus dem Reimarus'schen Werke an, um den Hokuspokus in der Sache noch zu vermehren. Es sollte den Titel führen: „Eine noch freiere Untersuchung des Canons alten und neuen Testaments." Dieses „noch freiere" war gegen die „freie Untersuchung" des Theologen Semler gerichtet. Doch die beabsichtigte Veröffentlichung unterblieb. Die theologische Welt schwieg stille zu dem ersten Fragment. Erst zwei Jahre später begann Lessing die „Komödie mit den Theologen", die er im Sinne hatte, in Scene zu setzen. Es sollte ein Lustspiel werden; aber ein höherer Regisseur mischte gar ernste Auftritte dazwischen.

---

12. Der Komödie mit den Theologen erster Theil. Die Fragmente.

Die folgenden zwei Jahre brachten in die theologischen Studien und daher auch in die religiöse Entwicklung Lessings eine kleine Stockung. Anfangs Februar reiste er über Leipzig nach Berlin und verweilte dort zwei Wochen im Kreise seiner Freunde. Günstige Aussichten, welche ihm der dortige kaiserliche Gesandte van Swieten eröffnete, veranlaßten ihn, die Kaiserstadt Wien zu besuchen, wo seine Freundin und Braut, Madame König, meistens lebte und wohin er unter der Hand schon mehrmals Einladungen und Aussicht auf einen gelehrten oder literarischen Posten erhalten hatte. Doch auch dießmal wurde die beabsichtigte Uebersiedelung nach Wien vereitelt. Der Erbprinz Leopold von Braunschweig, der Italien bereisen wollte, war ungefähr um dieselbe Zeit in Wien eingetroffen und erbat sich Lessing von seinem Vater zum Begleiter. Obwohl nun Lessing eben beabsichtigte, seine Hochzeit mit Frau König zu feiern und alle Vorbereitungen hiezu getroffen waren, willigte er ein und begleitete den Prinzen, nach einer persönlichen Audienz bei Maria Theresia, auf die Reise. Sie verließen Wien Anfangs Mai und kehrten gegen Ende December wieder dahin zurück. Die Hauptpunkte ihrer Route waren Venedig, Mailand, Bologna, Florenz, Livorno, Bastia (Corsika), Genua, Turin, Alessandria, Modena, Parma, Rom, Neapel. In Rom trafen sie am 22. September, in Neapel am 17. October ein, von dort wurde der Prinz plötzlich nach Deutschland zurückberufen.

Bei Pius VI. fanden der Prinz und Lessing die liebevollste Aufnahme. Er selbst hat darüber nichts hinterlassen; doch entbehrt die folgende, von einem Ungenannten mitgetheilte Anekdote nicht der Wahrscheinlichkeit. „Als der Prinz Leopold dem Papste vorgestellt ward, zeigte der alte, stockblinde Cardinal Albani Sr. Heiligkeit an, daß sich der gelehrte Bibliothekar Lessing als Begleiter des Prinzen im Vorzimmer befände. Dem hohen anwesenden Protestanten und dessen Suite war bereits das Füßeküssen Sr. Heiligkeit erlassen worden. Lessing wurde hereingeführt,

näherte sich dem hl. Vater in der demüthigsten Stellung, beugte sich vor ihm devotest nieder und war wirklich im Begriff, die Füße desselben zu küssen, als dieser sie lächelnd zurückzog und dadurch der Scene ein Ende machte. Lessing äußerte sich später über diesen Vorfall gegen seine Freunde: er sei wirklich durch den feierlichen Anblick des alten würdigen Mannes, der mehr als irgend ein Monarch der Erde über zahlreiche Menschenseelen herrsche — ungewöhnlich überrascht worden."[1] Von Cardinal Braschi, dem Neffen des Papstes, erhielt Lessing ein kostbares antikes Medaillon zum Geschenk. Die päpstliche Regierung galt ihm, nach einer Notiz seines Bruders, für sanfter als alle übrigen in Europa, und in seinem Tagebuche war er sogar so boshaft, sie der ihm unerquicklichen Soldatenwirthschaft in Preußen gegenüberzustellen. Das katholische Italien scheint überhaupt durchaus keinen ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Die Kürze, Schnelligkeit und Vornehmheit der Reise erlaubten ihm jedoch weder die classischen Schätze des Landes, noch sein kirchliches, politisches und Volksleben genauer zu studiren. Ja, der Zwang der Etikette, seine Abneigung gegen das hohe „Geschmeiß", die unbehagliche Eile seines reisenden Prinzen und die durchkreuzte und verschobene Heirath verbitterten ihm sogar das ästhetische und sonstige Vergnügen, das er sich von dem Lande seiner künstlerischen Sehnsucht versprochen hatte.

Anfangs März 1776 war er wieder in Wolfenbüttel. In sonderbarem Gegensatz zu der fürstlichen Reise und den Besuchen bei den höchsten Potentaten und Ministern, Pius VI., Maria Theresia, Tanucci, ist in den ersten Privatbriefen schon wieder von Borgen und Schulden die Rede. Obwohl die letzteren sich nicht auf 1000 Thaler beliefen, fühlte er sich doch gedrückt und ging mit dem Plane um, sein „verwünschtes" Schloß mit irgend einer Anstellung in Berlin, Dresden oder Wien zu vertauschen. Frau König, die überzeugt war, daß er sich an einem jeden dieser Höfe noch unglücklicher fühlen würde, hielt ihn indeß ab; er blieb Bibliothekar, erhielt im Sommer nach langem drückenden Harren endlich eine Aufbesserung seines Gehalts, Geldvorschüsse und den Hofrathstitel, auf den er übrigens wenig Werth legte. „Daß ich ihn nicht gesucht, sind Sie wohl von mir überzeugt; daß ich es sehr deutsch herausgesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich besorgen, den Alten (nämlich den Herzog) zu beleidigen"

[1] Zeitung für die elegante Welt 1805. Nr. 117. „Lessing in Rom" bei Danzel, II. S. 276.

(23. Juni 1776). Im Herbst richtete er sich sein eigenes Haus neben der Bibliothek ein, traf die nöthigen Anstalten zum Empfang seiner Frau, und feierte, 47 Jahre alt, am 8. October, ohne nach hergebrachter Sitte den Segen seiner greisen Mutter einzuholen, im Beisein weniger Freunde ganz im Stillen seine Hochzeit auf dem York in Hamburg. So seltsam in einzelnen Zügen die Hochzeit war, so glücklich war die Ehe. Die Hypochondrie verschwand, Lessing lebte völlig neu auf, so daß sein Freund Mendelssohn ihm ein Jahr später schreiben konnte (1. November 1777): „Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigeren, zufriedeneren Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche, aber etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und Alles, was ich von Ihnen höre und sehe, bestätigt mich in diesem angenehmen Dünken, mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?"

Auch das Interesse für Kunst, Literatur und Theater lebte neu auf. Im Herbst 1776 knüpfte Lessing sogar mit dem Kurfürsten von der Pfalz und dessen Minister Hompesch Unterhandlungen an, um die Idee eines Nationaltheaters in Mannheim zur Verwirklichung zu bringen. Doch diese zerschlugen sich bald, als Lessing merkte, daß es den Leuten dort mehr um materiellen Erfolg, als um literarische Hebung der Bühne zu thun sei. Inzwischen hielt er den früher angesponnenen Faden der ‚Beiträge' fest und begann mit der Fortsetzung derselben im Januar 1777, nicht in der trüben Schuldenthurms-Stimmung, in welcher er das erste Fragment in die Welt geschickt, sondern mit seinem alten, guten Humor, als ein wohlbestallter Hofrath, seine „Komödie mit den Theologen".

Die erste Scene dieses Schauspiels bestand in der Herausgabe der Fragmente II. bis VI. inclusive des Ungenannten, welche mit den Zusätzen Lessings den IV. Band der Beiträge füllten, unter dem Titel: „Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend." Nach dieser kurzen Einführung ergreift der Ungenannte das Wort, um in demselben ernsten, scharfen, mitunter bittern Tone, wie im ersten Fragment, zunächst die Selbstgenügsamkeit

der Vernunft und ihre Befreiung aus den Fesseln der Offenbarung zu proclamiren, dann die Möglichkeit einer für die ganze Menschheit verbindlichen Offenbarung zu läugnen, endlich die Wahrhaftigkeit und den göttlichen Ursprung der beiden Testamente durch exegetische Untersuchungen zu bekämpfen. Lessing läßt die fünf langen, gelehrten Monologe ohne Unterbrechung von statten gehen, wie Einer, dem viel mehr daran liegt, ihre Gesammtwirkung zu verstärken, als dieselbe irgendwie durch theilweise Abfertigung zu hemmen; dann erst ergreift er das Wort.

Er glaubt vor Allem die Veröffentlichung der Fragmente rechtfertigen zu müssen. Das ist sehr leicht und einfach: Wer gegen die Veröffentlichung ist, der ist furchtsam und dumm, weil er der Religion nicht zutraut, was er ihr nothwendig zutrauen muß, sich vor den Augen des Publikums gegen jedweden Gegner vertheidigen zu können. Jedenfalls läßt sich für die Veröffentlichung noch Vieles sagen, und wenn das nicht der Fall wäre, so könnte höchstens der gelehrte Theologe in Verlegenheit kommen, der seinen Glauben rationell vertheidigen will, nicht aber der fromme Christ, der sich in seinem Glauben selig fühlt. Für den schlimmsten Fall, wenn alle apologetischen Stricke reißen sollten, ist der Buchstabe nicht der Geist, die Bibel nicht die Religion, man kann noch zur mündlichen Lehre (Tradition) seine Zuflucht nehmen, und da diese die innere Wahrheit und Vernunftgemäßheit der Lehre voraussetzt, so ist gar nichts zu fürchten. Ist die Veröffentlichung somit ungefährlich, so ist sie aber auch nöthig: 1) weil bisher weder alle Einwürfe gemacht noch widerlegt sind, 2) weil in der Schrift des Ungenannten endlich einmal der nöthige Gesammtangriff auf die christliche Offenbarung gemacht ist, welcher es allein ermöglicht, nun auch die erforderliche Gesammtvertheidigung des Christenthums zu liefern.

Er selbst will nun zu den einzelnen Fragmenten einige Bemerkungen geben, um einerseits die Riesenaufgabe zu bezeichnen, welche der Apologet des ganzen Christenthums zu leisten hat, anderseits den ersten Schrecken über den Gesammtangriff zu dämpfen.

Ueber die Großsprecherei, welche in dieser Ankündigung liegt, ist heutzutage kaum mehr ein Wort zu verlieren. Wie manche Goliathe sind nach dem Ungenannten schon aufgestanden — ein Paulus, ein Strauß, ein Bauer, ein Renan, ein aufgeklärterer Strauß ꝛc.; jeder meinte, den gründlichsten Angriff auf das Christenthum gemacht zu haben, und im Jahre 1873 erhält Strauß von einem Naturforscher das rührende Zeugniß: „Statt in die Schatzkammern der innern Erfahrungen und Erlebnisse

der Menschheit und der Philosophie der Geschichte zu greifen, geht er in irgend eine theologische Trödelbude, holt schäbiges, abgetragenes Zeug und reinen Mottenfraß hervor, und nachdem er gezeigt, daß der Plunder nirgends hält, wo man ihn auch anfassen mag, hat er der Welt klar gemacht, was von dem Christenthum und der Religion überhaupt fernerhin zu halten sei." [1] Trauriger Ruhm, den sich die „gründlichsten" Anwälte der Vernunft bei den höherpotenzirten Gliedern der Menschheit erwerben!

Was die Bemerkungen Lessings zu den einzelnen Fragmenten betrifft [2], so verstattet es der Raum nicht, sie hier ausführlicher wiederzugeben. Versuchen wir deßhalb in dialogischer Form die wichtigsten Punkte hervorzuheben, in welchen Lessing von dem Ungenannten abweicht oder ihm folgt oder neue Einzelfragen anregt.

Der Ungenannte: Alle Offenbarung ist Betrug, durch Bequemlichkeit der Menge und den Ehrgeiz der Priester in der Menschheit eingebürgert. Eine Unterwerfung der Vernunft unter den Glauben ist weder möglich, noch Lehre des Völkerapostels. Das Dogma der Erbsünde ist nur erfunden, um die Vernunft zu verketzern und zu knebeln. Die Jugend muß deßhalb von Anbeginn in der Naturreligion unterrichtet werden, um dem Unfug der Pfaffen zu steuern.

Lessing: Das Uebernatürliche ist allerdings eine große Schwierigkeit. Aber wenn es eine Offenbarung gibt, so muß sie fast Dinge enthalten, die man mit bloßer Vernunft nicht erreichen kann. Damit ist eine Unterwerfung der Vernunft nothwendig verbunden; sie gründet also nicht auf der Lehre vom Sündenfall, welche eine mythisch-allegorische Deutung zuläßt. Lehrbücher der Naturreligion sind überflüssig, da die geoffenbarte Religion die Naturreligion in sich schließt und es zudem sehr mißlich (wenn nicht unmöglich) ist, von bloßen Vernunftwahrheiten aus zur Gewißheit über die Offenbarung zu gelangen.

Der Ungenannte: Eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können, ist unmöglich. Ebenso wenig kann Gott die ewige Seligkeit von einer Offenbarung abhängig machen, die der großen Mehrzahl der Menschen unbekannt geblieben ist und bleibt. Also ist das Christenthum unhaltbar.

Lessing: Du sagst eine Menge ungezweifelter Dinge; vielleicht nur solche. Aber wenn es auch keine Offenbarung geben kann, die für alle Menschen paßt, so kann es eine geben, die für die meisten paßt, und das ist wahrscheinlich die christliche. Weist nicht das Judenthum auf eine Offenbarung hin? Warum so engherzig sein mit dem Christennamen? Man be-

---

[1] K. Snell, Festrede über Kopernikus. Jena 1873.

[2] Zeller nennt diese Bemerkungen eine „durchsichtige, apologetische Maske". Claudius, der Wandsbecker Bote, hielt sie für wirkliche „Maulkörbe".

freie das Christenthum von den in den symbolischen Büchern enthaltenen Lehren, z. B. von der Lehre von der Verderbniß der Vernunft für göttliche Dinge, von der Nothwendigkeit eines übernatürlichen Glaubens zum Heile und von der Inspiration der Schrift, wie du sie vorträgst; man behalte nur diejenigen Lehren bei, in denen alle christlichen Sekten zusammenhalten, und du wirst dem Christenthum nicht beikommen können!

Der Ungenannte: Der Durchgang der Israeliten durch's rothe Meer, wie er im Pentateuch erzählt wird, läßt sich natürlicher Weise nicht erklären, schließt Widerspruch und Widersinn in sich. Also fällt die Göttlichkeit dieser Bücher.

Lessing: Der Orthodoxe muß sich also an die Uebernatürlichkeit der Thatsache halten: da wird man ihm nicht leicht beikommen können.

Der Ungenannte: Im alten Testament ist nicht einmal die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele enthalten: es kann also keine göttliche Offenbarungsurkunde sein.

Lessing: Langsam — eine göttliche, seligmachende Offenbarung kann ohne Unsterblichkeitsglauben, ja ohne den wahren, transcendentalen Gottesbegriff bestehen. Die vollkommenste Gottesidee, in der Bibel enthalten, bewiese die göttliche Eingebung der Bibel nicht. Gott kann verschiedene Offenbarungen geben. Thatsächlich hat das Judenthum des alten Testaments weder die Lehre der Unsterblichkeit noch einen geläuterten Gottesbegriff besessen.

Der Ungenannte: Die Auferstehungsgeschichte wimmelt von Widersprüchen. Es fällt somit die Glaubwürdigkeit der Evangelien, die Gottheit Christi und die Göttlichkeit des Christenthums.

Lessing: Man muß die unmittelbaren Zeugen der Thatsache und die Geschichtschreiber der Zeugnisse unterscheiden. Widersprüche der unmittelbaren Zeugen kenne ich keine, scheinbare Widersprüche waren nicht zu meiden; wirkliche sind nicht nachzuweisen, da das Christenthum nun einmal da ist und mit seinem Sieg über Judenthum und Heidenthum zu ihren Gunsten spricht. Es bleiben also nur die Widersprüche der Geschichtschreiber, d. h. der mittelbaren Zeugen. Diese sind lösbar, wenn man annimmt, der heilige Geist habe die Evangelisten angetrieben, das zu schreiben, was sie menschlicher Weise wußten. Sie sind ungelöst und wohl unlösbar, wenn man Wort für Wort als vom heiligen Geist speciell eingegeben betrachtet.

Wie der Leser sich leicht überzeugt haben wird, war Lessing nicht so sehr darauf bedacht, die Einwürfe des Ungenannten zu Gunsten des Christenthums zu beantworten, als ihnen vielmehr eine neue Wendung zu geben, sie im Ganzen zu Gunsten der „Orthodoxen“ gegen die Neologen zu drehen, aber dabei zugleich, bald in Form von Behauptungen, bald in Form von Zweifeln, neue Ansichten aufzustellen, welche ebenso sehr der alten Rechtgläubigkeit, wie der neumodischen Theologie, dem katholischen Dogma wie dem Ungenannten und seinen deistischen Freunden widersprechen, und der Hauptsache nach darauf zielen, das Gebäude des positiven Christenthums in all' seinen bisherigen Formen abzutragen und

eine ganz neue Religionsphilosophie an seine Stelle zu setzen. Waren schon die Fragmente des Ungenannten ein wirr durcheinander geschlungener Knäuel von Behauptungen und Einwürfen, so ward der Wirrwarr durch die Beigaben Lessings noch um ein Erkleckliches vermehrt und durchaus geeignet, einen bloß oberflächlich Gebildeten in ein Labyrinth von Zweifeln zu verstricken. Nur ein Ariadnefaden leitete aus demselben heraus: eine Reihe von kurzen Aphorismen, unter dem Titel: ‚Erziehung des Menschengeschlechts', d. h. eine neue religionsphilosophische Theorie, die sich Lessing zur Hälfte bereits ausgearbeitet hatte, und die durch ihre Einfachheit, Faßlichkeit und Klarheit jeden Leser einladen sollte, sich aus dem verworrenen Gezänke der verschiedenen Parteien zu ihren schlichten Sätzen zu retten. Fertig war sie noch nicht; aber sie ging mit den religiösen Anschauungen des Christenthums schonend, ehrfurchtsvoll zu Werke, war mehr geschichtlich als dogmatisch, ergoß über Heidenthum und Judenthum eine anziehende, harmonische Verklärung, nahm dem Glauben alle autoritative Verbindlichkeit, machte ihn zum freundlichen Gehilfen der Vernunft und versprach im weiteren Verlauf das Christenthum wie das Judenthum leicht und zwanglos mit der Naturreligion zu versöhnen.

So einladend es für den Religions- und Theologiemüden sein mußte, nach diesem angesponnenen Ariadnefaden zu greifen, so schwierig mußte es den noch unerschütterten Parteigängern der verschiedenen Richtungen werden, sich in seine Ideen zu finden.

Die Aufgeklärten, die echten Freigeister wollten Christenthum und Offenbarung in Bausch und Bogen verworfen wissen. Lessing nahm nicht nur die Möglichkeit einer Offenbarung an, sondern redete von Uroffenbarung, mosaischer Offenbarung, christlicher Offenbarung, Bibel, Tradition, Evangelien, Christus mit Achtung und Rücksicht, fast wie Einer, der noch herzlich an all' Dieses glaubte.

Der höchste Schatz des Lutherthums war die Bibel, wörtlich inspirirt, der einzige Quell übernatürlicher Erkenntniß, buchstäblich zu nehmen, aller Vernunfterkenntniß vorzuziehen, aller Philosophie nach St. Paulus weit überlegen, von jeglicher Tradition unabhängig, ihre eigene Vertheidigung und Begründung in sich tragend. Lessing behandelte die Bibel wie ein menschliches Buch, wollte nicht Wort für Wort glauben, wie es darin steht, untersuchte die mittelbaren Zeugen, d. h. die Tradition, die zwischen der Zeit der Evangelisten und der Gegenwart lag, bezeugte die höchste Achtung für Philosophie und Vernunfterkenntniß und hielt es

offenbar für möglich, auch ohne strenge Bibelgläubigkeit zum ewigen Heile zu gelangen.

Den Neologen lag nicht Luthers Bibel, sondern ihre selbstfabricirte Theologie am Herzen. Sie wollten die Wahrheit der christlichen Religion so evident erweisen, daß die Vernunft sich ihr nothwendig beugen müsse, wie einem mathematischen Satze. Ebenso viel Licht verbreiteten sie dann über die christlichen Dogmen, machten Alles sonnenhell und klar, wie eine philosophische oder gar mathematische Demonstration, verlangten dafür jedoch auch, daß jegliche menschliche Vernunft sich ihren unwiderleglichen Beweisen beuge und bei ihnen in die Schule gehe. Das aber gerade wollte Lessing nicht. Er wollte Philosophie und Religion geschieden; die letztere wollte er nicht bewiesen haben, sondern fühlen. In der Philosophie wollte er sich selbst überlassen sein — eine Offenbarung wollte er annehmen, aber keine ausschließliche und namentlich keine aus den Händen unfehlbarer Prediger und Theologen.

Von den drei Parteien, welche sich in viele Schattirungen theilten, merkte die erste bald, daß ihr Lessings Offenbarung gar nicht gefährlich sei und daß ein wackerer Deist oder Pantheist ganz gut dabei bestehen könne. Für die Orthodoxen und Neologen lag die Sache anders. Es ward nicht nur ihre unfehlbare Autorität in Zweifel gezogen, an allen Grundpfeilern ihrer Lehre wurde gerüttelt. Was sie gegen den Ungenannten noch etwa halten zu können glaubten, das hatte der Bibliothekar untergraben und seine eigenen Verschanzungen so gelegt, daß die zwei angegriffenen Parteien ihn nicht fassen konnten, ohne auf einander zu schießen.

Die zweite Scene des theologischen Schauspiels war eine große Windstille. Keine der geforderten Parteien mochte auf dem Kampfplatz erscheinen. Dem Dramaturgen und Protagonisten wurde die Zeit lang. „Daß die Theologen,“ schreibt er am 25. Mai, „zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihrentwegen schreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, sondern das, was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren, ebenso gut dazu, als neue.“

Seine eigene Stellung zur Sache hatte Lessing seinem Bruder in einem frühern Briefe bezeichnet: „So viel dürfte ich dir im Vertrauen doch fast

sagen: daß auch die Mannheimer Reise noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutsche Theater mir immer fatal ist; daß ich mich nie mit ihm, es sei auch noch so wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkosten davon zu haben. — Und du verdenkst es mir noch, daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie ebenso lohnt, als das Theater? — — Es sei! Darüber würde ich mich weit weniger beschweren; weil es im Grunde allerdings wahr ist, daß es mir bei meinen theologischen — wie du es nennen willst — Neckereien oder Stänkereien, mehr um den gesunden Menschenverstand, als um die Theologie zu thun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstand offenbar streitet und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können."

Endlich, nach drei Vierteljahren, begannen die Theologen sich zu regen und die dritte Scene hub an. Der Erste, der im September 1777 mit einer Schrift auf dem Kampfplatz erschien, war der Director Schumann in Hannover. Ihm folgte in einigen Zwischenräumen der Archidiakon Räß von Wolfenbüttel, Lessings „Nachbar". Nach Beiden kam im December der Hauptpastor und Senior Göze von Hamburg mit dem schweren Streitwagen seiner ‚freiwilligen Beiträge' (Stück 55 und 56) herangefahren.

Schumann trat mild und freundlich auf. Hatte der Ungenannte zu einem gegründeten Glauben an die Bibel verlangt, daß jeder Christ die ganze Bibel kritisch-exegetisch nebst allem historischen und philosophischen Apparat zu ihrem wissenschaftlichen Verständniß inne habe, so sagte er schlicht und einfach: Das ist nicht nöthig. Der göttliche Ursprung der Bibel ist uns genugsam durch die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen und die Wunder des Neuen Testamentes verbürgt. Dieser „Beweis des Geistes und der Kraft" läßt uns jeder anderweitigen Bürgschaft entrathen.

Lessing, der nichts sehnlicher als einen Gegner gewünscht hatte, war gleich mit einer Antwort bereit. Er antwortete kurz, klar, freundlich auf zwei getrennten Bogen. „Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erysichthon, Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht." Aber dieses Heißhungers unerachtet könnten ihm Schumanns „Beweise des Geistes und der Kraft" zu keiner Ueberzeugung ver-

helfen. Denn so zuverlässig er sich der Autorität Christi unterworfen haben würde, wenn er seine Wunder selbst hätte prüfen und sich über dieselben unzweifelhaft vergewissern können, so unmöglich sei ihm das jetzt, da jene Wunder ꝛc. um Jahrhunderte von ihm entfernt lägen und er bloß historische Zeugnisse für ihre Wahrheit habe. „Zufällige Geschichtswahrheiten aber können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden.“ Es wäre das eine μετάβασις εἰς ἄλλο γένος. „Man sagt freilich: Aber eben der Christus, von dem du historisch mußt gelten lassen, daß er Todte erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleichen Wesens habe, und daß er dieser Sohn sei. Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre. Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: O doch! Das ist mehr als historisch gewiß; denn inspirirte Geschichtschreiber versichern es, die nicht irren können; so ist auch das leider nur historisch gewiß, daß die Geschichtschreiber nicht irren konnten. Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir Jemand hinüberhelfen, der thue es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdient einen Gotteslohn an mir!“ Wie nun aber der „garstige Graben“ einmal nicht zu passiren ist und deßhalb Niemand verpflichtet werden kann, auf die Wunder Christi hin seine Lehre anzunehmen, so gewiß ist, daß seine Wunder vor 1700 Jahren auf seine Lehre aufmerksam machten und daß diese Lehre den gesunden Menschenverstand auf die Spur half. Diesen gesunden Menschenverstand haben wir nun und können deßhalb alle Wunder, Prophezeiungen und positive Dogmen vermissen. Was wir aber brauchen, ist die „Liebe“, welche nach alter Legende der Lieblingsjünger Christi im Greisenalter seinen Schülern als den Inbegriff der ganzen Religion empfahl: das Testament des Johannes.

Welche Art von johanneischer Liebe man von ihm gewärtigen konnte, hatte Lessing schon in mehrfachen Streithändeln bekundet. Es kann deßhalb nicht befremden, daß er, „das Testament des Johannes“ auf den Lippen und unterm Arm, mit der leidenschaftlichsten Wuth über seinen „Nachbar“, den greisen Superintendenten Räß, herfiel, der es gewagt hatte, in sechs Gesprächen die Auferstehungsgeschichte Christi, trotz Lessings Warnung, exegetisch gegen den Ungenannten zu vertheidigen. So wild und widerwärtig ist diese Leidenschaftlichkeit in sich, daß selbst ein warmer Verehrer Lessings, wie Guhrauer, den Eindruck peinlich findet

und schmollend frägt: „Warum diese unbarmherzige Vernichtung, diese tiefe Verachtung eines alten, abgelebten Nestors?“ Warum? Weil der alte Nestor sich vermessen hat, die Grundwahrheit des Christenthums, so gut er es eben konnte, aus den Rüstkammern seiner Theologie zu stützen, und weil der herausfordernde Hektor diese Grundwahrheit, ebenso wenig als irgend ein positives, verbindliches Christenthum, um keinen Preis gestützt haben will. Deßhalb vertieft sich dieser jetzt in alle exegetischen Einzelheiten der Auferstehungsgeschichte, um wo möglich alle Versuche der Harmonistik auf ewige Zeiten auseinander zu reißen, und die zwölf Widersprüche des Ungenannten gleichsam neubewaffnet und ausgestattet als Leibgarde des Zweifels um das Grab Christi zu stellen. Bestechend für den Katholiken mag es einen Augenblick sein, wenn Lessing, die wörtliche Eingebung der Bibel bekämpfend, dem katholischen Begriff der Theopneustie zu huldigen scheint. Es fehlt ihm bloß noch eine unfehlbare Autorität, um die vom hl. Geist angeregten, unter seinem Schutz und Beistand vor Irrthum bewahrten, aber nicht Wort für Wort eingegebenen Bücher sicher, rein und unverletzt auf die Gegenwart zu bringen. Doch so nahe an die katholische Lehre gelangt, schweift er plötzlich auf wilder Kometenbahn aus dem Anziehungskreis ihres festen concentrischen Gebäudes. Wir brauchen keine Autorität, um die Bibel zu retten; wir brauchen keine Wunder, um das Christenthum zu stützen; wir brauchen keine Apologetik, um das Christenthum zu vertheidigen. Das Christenthum ist da; alle übernatürlichen Thatsachen, die vielleicht bei seiner Einführung gewaltet, sind ein morsches, überflüssiges Gerüste, dessen wir nicht mehr bedürfen. Fort damit! Das Wunder aller Wunder ist das Christenthum selbst.

Wesentlich abweichend von dem tiefwahren Gedanken des hl. Augustin, daß die Bekehrung der Welt *ohne* Wunder ein größeres Wunder wäre, als alle andern Wunder, daß somit die geschichtliche Gewißheit der evangelischen Wunder durch die Thatsache des Christenthums eine neue historische Bürgschaft erhalte, verwirft Lessing jene geschichtliche Gewißheit ganz und gar und nennt es ein widersinniges Bestreben, auf dem Schutt, dem vermoderten Gerüste, *dem Schlamm* historischer Zeugnisse eine Beweisführung des Christenthums zu versuchen. Was wir vom Christenthum sicher wissen, beschränke sich darauf, daß es *da* sei, daß es über Judenthum und Heidenthum gesiegt habe, und daß es, um dieß zu können, *damals* glaubwürdig genug gewesen sein müsse: ob durch übernatürliche Thatsachen, das einzige Mittel einer *göttlichen* Beglaubigung, das läßt

er dahin gestellt, um seinen einzigen Beweis für das Christenthum bei einer besseren Gelegenheit zu verflüchtigen.

„Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohne dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß so heißen mußte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichste,
Das Neueste nur verfolgen."

(Nathan. Act. 1. Sc. 2.)

Höchst unehrlich und darum widerlich ist es, daß er gerade in der brennendsten Frage, um die es sich handelte, nämlich in der Frage nach dem übernatürlichen, göttlichen Charakter des Christenthums, nicht offen und klar hervorrückt, sondern sich sogar in seiner Duplik zum Gefährten und Vertheidiger der Evangelisten gegen die Theologen aufwirft, und die Inspirationslehre dieser nur deßhalb zusammenbricht, um desto sicherer seine Schutzbefohlenen, die Evangelisten und Apostel, jedes autoritativen Charakters zu entkleiden.

Den hochmüthigen Geist des Zweifels, der ihn dabei leitete, hat er selbst im ersten Paragraphen dieser „Duplik" recht handgreiflich gezeichnet:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth (!) in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!"

Semper discentes et nunquam ad scientiam veritatis pervenientes!

13. Der Komödie mit den Theologen zweiter Theil: Der Gözestreit.

Die Duplik war noch nicht in die Oeffentlichkeit gelangt, als das von Lessing inscenirte theologische Schauspiel plötzlich von einer tragischen Wendung seines Schicksals, der Katastrophe seines Lebens, unterbrochen wurde. In den ersten Jännertagen 1778 gebar ihm seine Gattin das erste Kind — einen Knaben, und das Familienglück, in dessen Sonnenschein er neu aufgelebt war, schien ihm dadurch noch mehr verbürgt und einigermaßen vollendet. Doch die Vaterfreude und Seligkeit, in der er schwelgte, war von kurzer Dauer. Nach kaum zwanzig Stunden ward das Kind dahingerafft, und die Mutter überlebte es nur wenige Tage. Ihr Tod stürzte den Gatten, der so zärtlich an ihr hing, aus der Fülle seines Glücks in die bitterste Pein, in eine qualvollere Vereinsamung, als er je zuvor erduldet, in jene düstere Enttäuschung aller irdischen Hoffnung, in welche nur ein tiefer, christlicher Glaube lindernden Balsam zu träufeln vermag.

Lessing scheint wenig von diesem Troste empfunden zu haben. Wenigstens athmen seine Briefe einen kalten, einschneidenden Seelenschmerz ohne andere Linderung als die dumpfe Resignation in's Unvermeidliche. „Meine Frau ist todt!“ schreibt er an Eschenburg (10. Jan.), „und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht.“ „Meine Frau ist todt“, schreibt er zwei Tage später an seinen Bruder. „Wenn Du sie gekannt hättest! — Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie so wieder sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!“ An diesem Tage wurde seine Frau begraben. Tags darauf schrieb er an Eschenburg: „Gestern Morgen ist mir der Rest meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser

Frau zu verleben: wie gerne wollte ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath vom Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen. — Haben Sie zum Behufe der letztern doch die Güte, liebster Freund, und lassen Sie mir aus Ihrem großen Johnson den ganzen Artikel Évidence mit allen Beweisstellen abschreiben. Ich erinnere mich, einmal da etwas gelesen zu haben, dessen ich mich doch nicht recht erinnern kann. Lassen Sie es nur von der nämlichen Hand abschreiben, welche den Gözischen Artikel abgeschrieben hat."

So stürzte er sich denn unmittelbar vom Grabe seiner Gattin in die zuvor begonnene theologische Fehde, mit der ganzen Intensität seines Geistes, mit der bittern, fast verzweifelten Anstrengung eines Mannes, der sein irdisches Glück zerstört sieht und seinen Schmerz im Kampfgewühl zu übertäuben sucht. Hätte ein ebenbürtiger Gegner ihm entgegengestanden, so hätte der Kampf wohl eine ernste, gewaltige Wendung bekommen. Doch der Gegner, der sich erhob, oder den sich vielmehr Lessing erwählte, war ihm nicht gewachsen, und stand in seinem behaglichen, glaubensseligen Erdenglück dem tieferschütterten Geiste Lessings wie eine Ironie gegenüber. Zündende Funken von Spott und Satire blitzten da an dem finstern Horizonte seiner Seele auf, und der Kampf gestaltete sich, des furchtbar ernsten Zwischenspiels unerachtet, mehr als zuvor zu einer theologischen Komödie. Es hat das für ein ernst-religiöses Gemüth etwas Herbes, Verletzendes — aber es ist nun einmal so.

Göze war, wie schon erwähnt, um die Mitte Decembers mit seiner ersten Erwiederung auf des Ungenannten und Lessings Angriffe gegen das Christenthum hervorgetreten. Er faßte nicht eines oder das andere Fragment, sondern das Ganze in's Auge und war weit mehr über den Herausgeber und dessen Bemerkungen als über den Ungenannten entrüstet. Er hatte in mehr als einer Beziehung Recht: der Ungenannte war todt und hatte sein Buch nicht herausgegeben, Lessing lebte und hatte das Buch wenigstens stückweise in die Welt geschickt; der Ungenannte konnte nicht mehr schaden, Lessing machte Miene, die Sache ernsthaft zu betreiben und noch neue Fragmente an's Licht zu bringen; der Ungenannte brachte viel alten Trödel, der schon längst beantwortet war, Lessing aber gab diesen Antiquitäten einen neuen, anziehenden Anstrich; jener führte grobe Streiche, denen man ausweichen konnte, dieser stellte sich als Vertheidiger und traf dabei mit seinen Stichen in's Herz hinein.

Der schärfste dieser Stiche aber war unstreitig derjenige, welcher gegen die Vertrauensseligkeit der orthodoxen Theologen auf die Bibel und gegen ihre Ueberzeugung gerichtet war, daß dieser Quell aller übernatürlichen Erkenntniß sich selbst erkläre, begründe und beschütze. Auf diese Achillesferse des protestantischen Systems hatte Lessing richtig gezielt, wenn er sagte: „Der Buchstabe ist nicht der Geist und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.“ Göze mußte hier in die Bresche steigen, wollte er bibelgläubiger Lutheraner bleiben, und Lessing hatte damit die komische Situation herbeigeführt, daß der Vertheidiger des Christenthums die Hauptsache vorläufig preisgab, um seine lutherische Bibel zu retten, während der Vertheidiger des Unglaubens theilweise zu katholischen Waffen seine Zuflucht nahm, um den orthodoxen Senior um seinen lautern Bibelglauben zu bringen.

Lessing that dieß in den ‚Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt‘. Die Axiomata lauten:

„1) Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört. 2) Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehreren gleich unfehlbar sei. 3) Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. 4) Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. 5) Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. 6) Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. 7) Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen. 8) War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, so muß es auch möglich sein, daß Alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. 9) Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. 10) Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.“

Einzelne dieser Sätze abgerechnet, die aber ebenfalls, wenigstens in etwa, eine richtige Deutung zulassen, sind diese Axiomata derart, daß auch ein katholischer Theologe sie unterschreiben könnte; fast alle hatten, wenigstens

dem Sinne nach, in den alten Controversen gegen den Protestantismus schon ihre Dienste gethan; man vergleiche nur z. B. Bellarmins Controversen vom ungeschriebenen Gotteswort[1]. Lessing stand also in den wesentlichsten Punkten auf katholischem Boden und hatte außer seiner dramatischen Disputirkunst, seinem Witz und seiner Sprachgewandtheit auch die logische Kraft der Wahrheit auf seiner Seite.

Blicken wir einen Augenblick von der Scene hinter die Coulissen, so finden wir ihn auch durchaus nicht mit den allgemeinen, philosophischen Vorfragen der Apologetik, noch mit dem strikt geschichtlichen Nachweis der christlichen Wahrheit beschäftigt, sondern fast nur mit Studien, welche sich auf die Nothwendigkeit einer Tradition und die Abhängigkeit der Bibel von einer mündlichen Ueberlieferung beziehen. Eine Menge kleiner Arbeiten und Fragmente, welche aus diesem und den folgenden Jahren stammen und erst nach seinem Tode an's Licht gezogen wurden, beweisen den unermüdlichen Fleiß, mit welchem er, allerdings unsystematisch wie immer, die Väter und die Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte studirte. So die Neue Hypothese über die Evangelisten, die Theses aus der Kirchengeschichte, die Einleitung in die Offenbarung Johannis, die Briefe an verschiedene Theologen, Von den Traditionen, Vom Glaubensbekenntniß, Hilarius, Theodoret, eine angefangene Uebersetzung der Präscriptionen des Tertullian u. s. w. Mit diesen Studien ward er, bei seinem sonstigen reichen philologischen und historischen Wissen, für die Theologen, welche ihm gegenüberstanden, ein gewaltig überlegener Gegner. Dazu fand er an der kritischen Büchermauserei nicht nur Zerstreuung, sondern auch Genuß, und der Kampf, der den Theologen als ein Kampf pro aris et focis galt, war ihm, wie früher, ein heiteres Drama.

Er schreibt am 25. Febr. 1778, also etwa einen Monat nach dem Tode seiner Gattin, an den Bruder Karl:

„Daß meine Duplik nach deinem Sinn gewesen, ist mir sehr lieb. Besonders freue ich mich, daß du das haut-comique der Polemik zu goutiren anfängst, welches mir alle andern theatralischen Arbeiten so schal und wässerig macht. Nächster Tage sollst du auch eine Schrift wider Gözen erhalten, gegen den ich mich schlechterdings in die Positur gesetzt habe, daß er mir als einem Unchristen nicht ankommen kann. Doch das sind alles die Scharmützel der leichten Truppen von meiner Hauptarmee. Die Hauptarmee rückt langsam vor, und das erste Treffen ist meine: ‚Neue Hypothese über die Evangelisten,

[1] Bellarm. De Verbo Dei non scripto. cap. 4. lib. 4.

als bloß menschliche Geschichtsschreiber betrachtet'. Etwas Gründlicheres glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergibt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen. Das ist die nämliche Schrift, die ich Vossen zugedacht habe; denn sie ist so, daß sie bei dem Allen sich vor der berlinischen Censur nicht fürchten darf (!!). Er hätte sie auch schon, wenn mir seit drei Wochen nur nicht wieder unvermuthete Hinderungen vorgekommen wären. Indeß vertröste ihn nur weiter nicht; ich will ihn damit überraschen."

Am 16. März schickt er Karl seine doppelte Antwort gegen Göze und setzt bei: „Es soll mir lieb sein, wenn auch diese deinen Beifall hat. Und ich denke, sie wird ihn einigermaßen haben, wenn du bedenkst, daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß und daß ich nicht Alles, was ich γυμναστικῶς schreibe, auch δογματικῶς schreiben würde." Das heißt auf Deutsch: man muß seine Fechterstreiche von seiner innern Ansicht, seine theologische Rolle von seiner theologischen Ueberzeugung unterscheiden.

Die erstere war Lessing theilweise dadurch vorgezeichnet, daß der Senior Göze fest auf seiner Identification von Bibel und Religion beharrte, sich aber nicht die Mühe nahm, die Axiomata Lessings zu bestreiten, sondern nunmehr seine Berechtigung zur Herausgabe der Fragmente angriff, ihn wegen derselben nicht nur mit dem rationalisirenden Semler, sondern mit dem Fragmentisten und den anrüchigen Freigeistern Edelmann, Dippel, Bahrdt auf eine Linie stellte, ihn einen temerarius litigator (frevelhaften Zänker) und Chicaneur nannte und ihm rund heraussagte: „er verdiene, daß er, mit seinem aus dem Staube hervorgesuchten Klagelibelle, wenigstens mit einem nachdrücklichen Verweise und ernstlichem Befehle, künftig ruhig zu sein, abgewiesen würde." Hiemit trat die Bibelfrage in den Hintergrund — an ihre Stelle war die Frage über die Rede- und Preßfreiheit in religiösen Dingen, oder, wie Lessings Vater gesagt haben würde, über die „unverschämte Frechheit, von Religionssachen alles zu predigen oder zu schreiben, was man wolle", in den Vordergrund gezogen. Für Lessing war hier ein eben so günstiger, wenn nicht noch günstigerer Boden. Er konnte hier nicht nur aus dem innersten Grunde seiner Seele für das ihm theure Palladium seiner individuellen Freiheit sprechen, er stand zugleich jener flagranten Inconsequenz des Protestantismus gegenüber, vermöge welcher die Prediger und Theologen von ihren Laien jene Verstandsunterwerfung verlangten, welche sie selbst dem rechtmäßigen Stellvertreter Christi und seiner Kirche verweigerten. Lessing konnte jetzt als Protestant sprechen, als begeisterter

Protestant, als consequenter Protestant. „Herr Pastor," konnte er Göze zurufen, „wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastores unsere Päpste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserem Forschen, der Mittheilung unseres Erforschens, Schranken setzen dürfen: so bin ich der Erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht. — Hoffentlich werden Mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht Viele so entschlossen reden dürfen. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten als möglich wieder in den Schooß der katholischen Kirche zu scheuchen. So ein lutherischer Eiferer ist den Katholiken schon recht."

Doch bevor Lessing das Banner der Geistesfreiheit entfaltete, galt es erst, die Rollen in einer andern Hinsicht etwas zu vertauschen, sich selbst die des Angegriffenen, Göze die des Angreifers und zwar eines ebenso boshaften als lächerlichen Angreifers zu geben. Dieß geschah in der vielgefeierten Parabel vom Nordlicht und von dem darüber entstandenen blinden Feuerlärm, in welchem die guten Leute, statt den Palast zu retten, den sie am Brennen glaubten (das Christenthum), nur darauf bedacht waren, den Grundriß desselben (ihre eigene Bibel und Theologie) in Sicherheit zu bringen — und in der beigefügten Bitte an Göze, zu widerrufen. Inzwischen hatte aber Göze weitere Stücke gegen Lessing in den ‚freiwilligen Beiträgen' veröffentlicht, und dieser fügte der Parabel und Bitte das Absageschreiben zu, das mit den Worten schließt: „Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren."

Beide begaben sich nun an's Schreiben, Schlag folgte auf Schlag, die Disputation verwandelte sich immer mehr in das Getümmel einer persönlichen Boxerei, bei der nur das stärkere Organ zu triumphiren hofft. Geniale Grobheiten und zelotische Jammerrufe, schrille Witze und dumpfe Anatheme, satirische Scheltnamen und polemische Texte flogen in wirrem Reigen durcheinander. Lessing ruft: „Bewahre Gott uns Alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verleumdung." Göze gibt das Echo und fügt ihm bei: „auch vor der Seuche, die am Mittage verderbet, vor frecher, öffentlicher und unverschämter Verleumdung!" „Jetzt ist mein Bogen voll," schreibt Lessing, „und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den ent-

blößten Scheitel fallen zu lassen." „Was sollen," jammert Göze, „Leute, welche Herrn Lessing erst aus diesen Blättern kennen lernen . . . sich von Herrn Lessing für ein Bild machen? insonderheit wenn sie die ihm so geläufigen, niedrigen und pöbelhaften Gleichnisse von einem Stallknechte und . . . . von der schrecklichen Tortur, mit welcher er mich höchst eigenhändig zu martern drohet, und viele andere von eben dieser Art erwägen, was sollen sie von ihm denken, was sollen sie ihm für einen Charakter beilegen!" So eifrig der Senior focht, war er doch durch sein Amt gezwungen, sich in gewisse Schranken zu halten; Lessing aber kannte keine Schonung mehr; man braucht eben seine Ausdrücke nicht alle auf die Goldwage zu legen, um zu finden, daß er manchmal die Grenzen des, wie man heute sagen würde, parlamentarischen Anstandes gar weit überschreitet.

Während er so in dem ‚Antigöze' sein glänzendes Talent zum Dienstboten und Farbenreiber leidenschaftlicher Schmähsucht erniedrigte, warf er, um das Maß der Verwirrung voll zu machen, auch das siebente der Fragmente in's Publikum, jenes blasphemische Pasquill, in welchem der Gottmensch nicht nur seiner anbetungswürdigen Gottheit, sondern selbst seiner menschlichen Vorzüge entkleidet, zum ehrgeizigen Betrüger herabgesetzt, der Erlösungstod am Kreuz aber zum unglücklichen Bankerott eines mißlungenen Staatsstreiches verzerrt ward. Der Zweck, den er dabei vorschützte, war, den „Geist der Prüfung" von dem hemmenden Popanz eines bloß scheinbaren Aergernisses zu befreien, und der Gotteslästerung, die, wie er sagte, Einer dem Andern verstohlen in's Ohr raunte, durch kühne Veröffentlichung die Spitze abzubrechen: man müsse die Pforten der Hölle gegen die Kirche anstürmen lassen, sonst könnten sich die der Kirche gegebenen Verheißungen ja nicht bewähren.

Diese Wendung that die gewollten Dienste. Sie zog die hochheilige Person des Erlösers als materia vilis in den bereits pöbelhaft gewordenen Straßenkrawall. Christus und Göze standen jetzt auf einer Seite, Lessing und die freie Vernunft auf der andern. Christus konnte bei dieser Bundesgenossenschaft unmöglich gewinnen. Der Mann, der ihn vertheidigen wollte, war durch die tiefgreifendsten Irrthümer von dem Felsen der einen, heiligen, katholischen, apostolischen Weltkirche abgetrennt, ohne Fühlung mit den Aposteln, mit den fünfzehn ersten Jahrhunderten des Christenthums in offener Feindschaft, gegen die folgende Entwickelung der katholischen Kirche im bittersten Haß befangen, ein liebloser Eiferer, ein höchst mittelmäßiger Gelehrter, ein schlechter Theolog, ein noch schlechterer

Philosoph, in der Handhabung der Sprache linkisch und unerfahren, und durch seine Amtswürde verhindert, wenigstens die natürlichen Kräfte der Leidenschaft gegen seinen Gegner zu verwenden. Blind herumfuchtelnd auf einem unhaltbaren Standpunkt, hatte er bereits eine Niederlage um die andere erlitten, und die Haltlosigkeit seiner Stellung nach allen ihren lächerlichen Seiten geoffenbart. Gegenüber seiner zusammenhangslosen Offenbarung, seiner unbewiesenen und unbeweisbaren Amtsautorität, seinem mit der Vernunft durchaus unversöhnbaren Glauben, seinem lächerlichen und verdammungssüchtigen Eifer stand nun die independente Vernunft, verkörpert in einem der genialsten Männer jener Tage, mit positivem und spekulativem Wissen bis an die Zähne bewaffnet, sich aufbäumend in wilder Freiheitslust, consequent, witzig, satirisch, beißend, sophistisch, stolz, siegesgewiß, in der vollen Gunst des Publikums und in dem zuverlässigen Bewußtsein, alle Leidenschaften des menschlichen Herzens im Kampfe gegen die verhaßte Autorität zu Bundesgenossen zu haben. Der Sieg konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein. Seiner Inconsequenz überwiesen, in seinen innern Widersprüchen völlig entlarvt, mit Spott und Hohn überschüttet, lag Göze's protestantisches Christenthum zu Boden. Da, als der jämmerlich überwundene Vertheidiger des protestantischen Christenthums sich im Staube krümmte, ließ Lessing seine ungeheuerliche Karrikatur des geschichtlichen Christus auf der Bühne erscheinen, als wollte er sagen: Da ist Göze's Gott! Und dann, angesichts des blasphemischen Zerrbildes, wirft er sich auf den schon vernichteten Gegner, um ihn vor den Augen aller „Denkenden" in Spott und Schmähung vollends zu ertränken. Für die Ehre des verhöhnten Christus stand damals Niemand ein!

Die Iros- und Eumäos-Scene war so ziemlich auf dem höchsten Grade angelangt, als, wie solche Balgereien gewöhnlich enden, die Polizei dazwischen trat.

Am 6. Juni 1778 erhielt die Waisenhaus-Buchhandlung zu Braunschweig, welche die Beiträge, die Antigöze und das Fragment ‚vom Zwecke Jesu und seiner Jünger' verlegt hatte, den gemessenen Befehl, nichts Weiteres von Lessing ohne vorherige Censurbewilligung in Verlag zu nehmen, den Druck uncensurirter Schriften, wie den Verkauf der schon gedruckten augenblicklich zu sistiren und über die noch vorräthigen Exemplare der Fragmente u. s. w. dem Ministerium ein genaues Verzeichniß einzuliefern. Lessing protestirte, vertheidigte sich, bezeichnete Göze als den angreifenden Theil, die Veröffentlichung der Fragmente als eine er-

laubte, weise, christliche Handlung, drohte, die Beiträge gänzlich aufzugeben. Umsonst! Am 13. Juli erhielt er ein noch schärferes Rescript: Die Handschrift des Ungenannten, woraus die Fragmente entlehnt, integraliter, nebst den etwa genommenen Abschriften, binnen acht Tagen unfehlbar einzuschicken, und sich aller ferneren Bekanntmachung dieser Fragmente und anderer ähnlichen Schriften, bei Vermeidung schwerer Ungnade und schärferen Einsehens, gänzlich zu enthalten. Auch sei seine Dispensation von der Censur hiermit aufgehoben, und das Original davon von ihm zurückzuliefern." Hierauf gehorchte Lessing, lieferte die Handschrift aus, verlangte aber eine Empfangsbescheinigung und machte das Consistorium ergebenst darauf aufmerksam, daß das Werk bereits in mehreren Abschriften vorhanden sei und von Hand zu Hand gehe: „Käme also das ganze Werk an's Licht, als wozu die vom Consistorio zu Wolfenbüttel so unbedachtsam eingeleitete Confiskation leicht Anlaß geben könnte, so möchte man ihn außer Verdacht eines Antheils daran haben." Der Empfangschein ward ihm verweigert, die Censurfreiheit noch genauer dahin beschränkt, daß er auch auswärts nicht drucken lassen dürfe, und schließlich eine Rüge ertheilt: „daß er das fürstliche Consistorium, bei Ausübung der diesem Landescollegio obliegenden theuern Pflichten, einer Unbedachtsamkeit zu beschuldigen sich nicht zu viel sein lasse."

In ihrer Verspätung und Halbheit verdiente die Maßregel allerdings in gewissem Sinne eine unbedachtsame genannt zu werden. Indessen war die Furcht vor Lessing schon so groß, daß man sich wundern muß, wie das Consistorium überhaupt nur wagte, zu Maßregeln zu greifen. „Ich weiß vorlängst," spottet Lessing über die Mitglieder, „daß ein halb Dutzend vernünftige Männer zusammen oft nicht mehr als ein altes Weib sind." Was hätten sie auch gegen einen Mann ausrichten wollen, der mit allen geraden und krummen Schlichen des gewissenlosesten Advokaten gleich bei der Hand war und sich nichts daraus machte, ein hohes Landescollegium in der ebenerwähnten Correspondenz hinter das Licht zu führen! Denn er stellte sich, als ob er das Manuscript des Ungenannten in der herzoglichen Bibliothek gefunden habe und mit dem verlangten Empfangschein nichts beabsichtigte, als sich später über das Abhandenkommen des Manuscripts von der herzogl. Bibliothek ausweisen zu können — und das war eitel Humbug.

Für die Verbreitung der Fragmente war die Dazwischenkunft der Obrigkeit nichts weniger als ein Nachtheil. Jetzt erst wollte Jedermann sie lesen. Sie wurden ausgeliehen und nachgedruckt, und alle Welt inter-

essirte sich für die theologische Fehde. So konnte Lessing, den 23. Juli, an seinen Bruder schreiben:

„Ich habe meine Ursachen, weßhalb ich die Confiscation des neuen Fragments recht gern geschehen lasse. Nur sollte man meine Schriften nicht zugleich mitconfisciren: und darum beiße ich mich auch noch gewaltig herum, fest entschlossen, die Sache auf das Aeußerste ankommen zu lassen, und eher meinen Abschied zu nehmen, als mich dieser vermeintlichen Demüthigung zu unterwerfen. Vom Corpore Evangelico ist nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beiden sehr zu fürchten habe, denn (du wirst zwar lachen) ich habe ein sicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen und unter sich selbst uneins zu machen, so wie Paulus das Synedrium. Nämlich da die mehrsten Glieder desselben Katholiken sind, so darf ich meine Sache nur so vorstellen, daß in der Verdammung, welche die lutherischen Geistlichen über mich aussprechen, eigentlich die Verdammung aller Papisten liegt, welche die Religion eben so wenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein, wollen gegründet wissen, als ich. In dieser Absicht habe ich bereits auch einen Bogen geschrieben, den ich dir hiermit beilegen will. Du wirst sehen, daß ich auch sonst darin eine Wendung nehme, die den Herrn Hauptpastor wohl capot machen soll."

Wirklich zog sich Lessing nun, noch weit mehr als es in den ‚Axiomata' geschehen, auf den katholischen Standpunkt zurück, hielt seinem Gegner, indem er bloß das kirchliche Lehramt ausschloß und die christliche Religion auf die in den Symbolis der vier ersten Jahrhunderte enthaltenen Glaubenslehren beschränkte, eine ganz katholisch klingende Vorlesung über die Tradition als Glaubensquelle und Glaubensregel in den ersten christlichen Jahrhunderten, und lud ihn ein, 19 hierauf bezügliche Thesen, ohne „Gleichnisse, Bilder und Anspielungen" patristisch mit ihm zu untersuchen. Dabei wechselte er auch schon völlig den Ton, sprach ernst, genau, im Stile einer kalten, wissenschaftlichen Untersuchung. Wohin es mit diesem Rollenwechsel hinaus sollte, ist in dem angeführten Briefe angedeutet. Noch klarer spricht er seine Siegesgewißheit in einem Briefe an Elise Reimarus, die Tochter des Ungenannten, aus:

„Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen sehe, meinen Abschied (als Bibliothekar in W.) zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, schon zu seiner Zeit verantworten sollten. Doch was wäre das auch mehr? Göze und Compagnie sollten dabei so wenig gewinnen, daß alle und jede, welche das Wasser diesen Weg ableiten wollten, ihr Unternehmen wohl bedauern sollten. Denn, im Ganzen die Sache zu nehmen, stehe ich für meine Person so sicher, als ich nur stehen kann; und den Spaß hoffe ich noch selbst zu erleben, daß die meisten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten."

14. Der Komödie mit den Theologen dritter Theil: ‚Nathan der Weise‘.

Ganz lieb wäre Lessing der Verlust seiner Bibliothekarstelle gerade nicht gewesen. Seine Frau hatte ihm mehrere Kinder aus ihrer ersten Ehe hinterlassen, und obwohl Vermögen da war, um für sie zu sorgen, so muß dasselbe entweder nicht ausgereicht haben oder Lessing aus andern Gründen gezwungen gewesen sein, für sie Opfer zu bringen. Genug, gegen Ende des Jahres nahm er bei einem Juden in Berlin schon wieder einige hundert Thaler auf.

„Ich bin mir hier ganz allein überlassen," schreibt er am 9. Aug. an Elise Reimarus. „Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles, Alles aufopfern, um mich einem Verdacht nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist [dem Verdacht, das Vermögen seiner Kinder zu deren Nachtheil zu verwalten]. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen, als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit Eins in meinen alten, isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, bloß um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszuharren, der mir längst zur Last geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, knirsche eins mit den Zähnen und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wetter wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!"

Diese widrigen Verhältnisse gaben dem „theologischen Schauspiel", das Lessing in fröhlichen Hochzeitstagen eröffnet hatte, einen andern Verlauf, als er wohl im Beginn geahnt haben mochte. Den offenen Kampf durfte er nicht erneuern, ohne seine Stelle als Bibliothekar auf's Spiel zu setzen. Die strengtheologische Disputation, auf halbkatholisirendem Boden, wie er sie Gözen angesagt, war für ein weiteres Publikum völlig

ungenießbar und konnte seinen Ideen nur sehr langsam und stückweise zum Durchbruch verhelfen. Aufgeben wollte er aber die begonnene Fehde um keinen Preis: er konnte es auch kaum, ohne dem Gegner den Schein des Sieges zu überlassen. Für Geld mußte er um so mehr sorgen, als sein Bleiben in Wolfenbüttel nicht einmal völlig gesichert war. Hören wir von ihm selbst, wie er den Ausweg dieser kritischen Lage fand.

„Noch weiß ich nicht,“ schreibt er am 11. Aug. an seinen Bruder Karl, „was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen und du kannst nachstehende Ankündigung nur je eher je lieber ein paarhundertmal auf einem Oktavblatte abdrucken lassen und ausstreuen, so viel und so weit du es für nöthig hältst. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stücks allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn ihr, du oder Moses, ihn wissen wollet, so schlaget das Decamerone des Boccaccio auf: Giorn. I. Nov. III. Melchisedech Giodeo. Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich Alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten.“

Die Novelle, von welcher hier die Rede ist, ist die bekannte Fabel von den drei Ringen, das Schauspiel, welches daraus werden sollte, ‚Nathan der Weise‘, der Possen, welche damit den Theologen gespielt werden sollte, der dritte und letzte Act in Lessings theologischer Komödie. Eine günstigere Wendung der Sache hätte ihm kaum beifallen können. Er hatte nun den freiesten Spielraum für seine dramaturgische Erfahrung und sein dramatisches Talent und konnte die ganze gebildete Welt als Publikum werben. Was wollte ein Göze dagegen anfangen, der es mit der Würde eines Geistlichen unvereinbar fand, Dramen zu dichten, und der kein Gegendrama machen konnte, auch wenn er gewollt hätte? Was wollte das hohe Consistorium beginnen, wenn der berühmte Theaterdichter seine Theologie auf dem Theater zum Besten gab? Wer in aller Welt ließ nicht voraussichtlich alle theologischen Streitschriften liegen, wenn von dem gefeierten Verfasser der ‚Emilia Galotti‘ ein neues, geistreiches und gar theologisches Schauspiel zu haben war?

Wie schauspielerisch Lessing die Sache des Christenthums auffaßte, wie ernst es ihm darum zu thun war, die Theologen „capot zu machen“,

und welche nicht geringe Rolle der Geldpunkt in dem ganzen Geschäfte spielte, darüber mögen einige weitere Notizen aus seinen Privatbriefen den nöthigen Aufschluß bieten.

Er schreibt am 20. Oct. 1778 an Karl: „Jetzt ist man hier auf meinen Nathan gespannt, und besorgt sich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, selbst du hast dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe, und Herr Moses hat ganz recht geurtheilt, daß sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würden, den ich in meinem letzten Blatte angestimmt (und den du auch in dieser Folge beobachtet finden wirst), falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu habe ich noch ganz und gar keine Lust, und er soll schon sehen, daß ich meiner eigenen Sache durch diesen dramatischen Absprung im Geringsten nicht schade.... Meine Ankündigung des Nathan habe ich nirgends hingeschickt, als nach Hamburg. Sonst überall, wenn du willst, kannst du dein Netz für mich aufstellen. Ich besorge schon, daß auch auf diesem Wege, auf welchem so Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger sind, als ich selbst. Aber wenn sie es auch sind, so ist vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden."

Am 7. Nov. an Karl: „Mein Nathan, wie mir Professor Schmidt und Eschenburg bezeugen können, ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reise, vollends auf's Reine bringen und drucken lassen wollte. Ich habe es jetzt nur wieder vorgesucht, weil mir auf einmal beifiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Planes, dem Feinde auf einer anderen Seite damit in die Flanken fallen könne. Mit diesen Veränderungen bin ich nun zu Rande ... Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen. — Aber nun sage mir, was will eigentlich Herr Voß? Durch welches neue Avertissement glaubt er mir den besagten Vortheil verschaffen zu können? Dieser Vortheil würde mir allerdings sehr willkommen sein; denn ich bin nie ein Feind vom Gelde gewesen, und jetzt bin ich es am allerwenigsten. Den Besitz meines Stücks nach der Subscription habe ich ihm von Anfang an zugedacht. — Nur mit dem Pränumeriren möchte ich nichts zu thun haben. Denn wenn ich nun plötzlich stürbe? So bliebe ich vielleicht tausend Leuten einem jeden einen Gulden schuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich schimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis zu Ostern brauche ich freilich, und die Sorge, es anzuschaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen sein müßte."

1. Dec. an Karl: „Wenn ich dir noch nicht geschrieben habe, daß das

Stück in Versen ist, so wirst du dich vermuthlich wundern, es so zu finden; laß dir aber nur wenigstens nicht bange sein, daß ich darum später fertig werden würde. Meine Prosa hat mir von jeher mehr Zeit gekostet, als Verse."

19. Dec. an Karl: „Ich will doch nicht hoffen, daß mir der Censor in Berlin wird Händel machen? Denn er dürfte leicht in der Folge mehr sehr auffallende Zeilen finden, wenn er aus der Acht läßt, aus welchem Munde sie kommen, und die Personen für den Verfasser nimmt."

10. Jan. 1779 an Herder: „Ich will hoffen, daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Göze erwarten. Es ist ein Nathan, der beim Boccaccio Melchisedek heißt, und dem ich diesen Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wohl, wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen wird. Introite, nam et heic Dii sunt! (Kommt herein! Auch hier sind Götter zu haben!) kann ich indeß sicher meinen Lesern zurufen, die dieser Fingerzeig noch unmuthiger machen wollte."

16. März 1779 an Karl: „Ich weiß ja weder wie viel Subscribenten du, noch wie viel Voß hat. Am Ende kann ja Voß nicht einmal so viel haben, daß nur die 300 Thaler an M. W. (Moses Wessely) in Leipzig davon bezahlt werden können. Alsdann käme ich gut an! Denn ich habe an M. W. einen Wechsel darüber auf vier Monate ausgestellt, der mir sodann auf den Hals käme, ohne daß ich die geringste Anstalt desfalls gemacht hätte. Du glaubst nicht, wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe."

Nachträgliche Bemerkungen zum Nathan: „In dem Historischen, was in dem Stück zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweggesetzt; ich habe sogar mit den einzelnen Namen nach meinem Belieben geschaltet. Und die Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen bloß den Gang meines Stückes motiviren."

Vorrede zum Nathan (aus L.'s Nachlaß). „Es ist allerdings wahr, und ich habe es keinem meiner Freunde verhehlt, daß ich den ersten Gedanken zum Nathan im Dekameron des Boccaz gefunden. Allerdings ist die dritte Novelle des ersten Buchs, dieser so reiche Quell theatralischer Producte, der Keim, aus welchem sich Nathan bei mir entwickelt hat. Aber nicht erst jetzt, wohl erst *nach* der Streitigkeit, in welche man einen Laien wie mich nicht bei den Haaren hätte ziehen sollen. Ich erinnere dieses gleich Anfangs, damit meine Leser nicht mehr Anspielungen suchen mögen, als deren noch die letzte Hand hineinzubringen im Stande war.

„*Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen.* Aber hier ist nicht der Ort, sie zu rechtfertigen.

„Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht von gestern her unter allerlei Volks Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der

christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. Denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug, doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen.

„Wenn man aber sagen wird, daß ich wider die poetische Schicklichkeit gehandelt und jenerlei Leute unter Juden und Muselmännern wolle gefunden haben, so werde ich zu bedenken geben, daß Juden und Muselmänner damals die einzigen Gelehrten waren; daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müsse auffallender gewesen sein, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bei den Geschichtsschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultane gefunden.

„Wenn man endlich sagen wird, daß ein Stück von so eigener Tendenz nicht reich genug an eigener Schönheit sei, so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Zieles bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann.

„Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird."

18. April 1779 an Karl: „Es kann wohl sein, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset, und unter tausend Lesern nur einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt."

Das ist in ihren Hauptmomenten die Entstehungsgeschichte des ‚Nathan'. Noch beizufügen ist, daß die Versifikation, am 14. November 1778 begonnen, gegen Ende März 1779 vollendet ward, und daß das Stück, zum Preis von 18 Groschen, gerade noch vor Thorschluß auf die Leipziger Ostermesse kam. Aufgeführt ward es zuerst in dem ihm verhaßten Berlin, am 14. April 1783.

Aus den mitgetheilten Notizen ist vor Allem ersichtlich, daß Nathan nicht nur kein geschichtliches Drama, sondern nach der Absicht seines Verfassers nicht einmal ein streng historisch gefärbtes Tendenzdrama ist. Es sollte auch keine Satire auf Göze sein, wie Wolfgang Menzel und Andere behauptet haben. Es ist, wie Lessing uns deutlich genug sagt, eine religions-philosophische Rede in dramatischer Form, die geistige Fortsetzung der antigözischen Streitschriften, der Abschluß seiner „Komödie mit den Theologen". So klar und unverblümt enthüllt er seine Tendenz und den Zusammenhang der dramatischen Tendenzschrift mit den früheren theo-

logischen Streitschriften, daß wir vollständig zu dem Rückschluß berechtigt sind, er habe schon bei der Herausgabe der Fragmente kein anderes Ziel verfolgt, als dasjenige, was er im Nathan erstrebte. Dieß Ziel ist, in seinen Lesern Zweifel an der Evidenz und Allgemeinheit ihrer positiven Religion zu erwecken, und da er ja für einen deutschen, christlichen Leserkreis schrieb und da er wissen konnte und mußte, daß der christliche Glaube sich mit diesem Zweifel nicht verträgt — den christlichen Glauben durch scheinbar wissenschaftliche Zweifel zu untergraben. Die Herausgabe der Fragmente sowohl, als die ganze sich daran knüpfende theologische Fehde war somit im tiefsten Grunde ein bewußter und wohlberechneter Sturmlauf gegen alles positive Christenthum, nur insofern Komödie, als Lessing öffentlich mit seiner Absicht hervorzutreten sich scheute, seinen Angriff unter künstlichen Winkelzügen maskirte und ihn zuletzt in einem dramatischen Gedicht beschloß.

Weßhalb aber Lessing bei dieser völlig dramatischen Einkleidung des Kampfes den „rührenden Ton" einem komisch-satirischen vorzog, erhellt genugsam aus seiner Absicht, vor einer durchweg noch am Christenthum hängenden Lesewelt die Meinung annehmbar zu machen, daß man ohne positive Religion ein recht guter Mensch sein könne, daß Religion gleich Liebe sei und daß am Dogma nichts liege. Dieß große Liebes- und Toleranzdogma, das alle übrigen Dogmen ersetzen sollte, war ihm in der Hitze des Streites ziemlich aus den Augen gekommen und er hatte einen Ton der Leidenschaftlichkeit angeschlagen, der mit seinem Johannestestament ganz und gar nicht mehr stimmte. „Sie wollen mir die Nase abschneiden," hatte er im letzten Antigözen dem Hauptpastor zugerufen, „und ich soll Ihrer nicht mit etwas assa foetida räuchern?" Diese und derlei Aeußerungen waren nicht gerade dazu angethan, die johanneische Liebe des Bibliothekars, seine Liebe für die christliche Tradition und sein Christenthum bei ernsten, billigdenkenden Männern zu empfehlen. Ein gellendes Gelächter à la Blumauer über den „hammonischen Ochsen" hätte die Täuschung völlig vernichtet und den seichten Unglauben Lessings in seiner ganzen Oberflächlichkeit und Unwahrhaftigkeit bloßgelegt.

Insofern war die Dazwischenkunft des Consistoriums dem Aufklärungswerke durchaus günstig. Lessing hatte Zeit, die Eindrücke des lieblosen Krawalls und der Asa foetida sich verlieren zu lassen. Er konnte sich, einige kleine, ernstere Flugblätter abgerechnet, hinter die Coulissen zurückziehen, und erschien erst nach Jahresfrist wieder in der erhabenen, idealisirten Gestalt Nathans des Weisen. Seine Würde und Selbst-

beherrschung mußte jetzt Jedermann in freudiges Erstaunen versetzen. Vom Rosendufte des Orients und von den magischen Strahlen der Poesie umflossen, stieg er als verklärte Engelsgestalt aus dem wirren Getümmel des Göze-Streites empor und sein einziges Wort war: Liebe!

„Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestoch'nen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor meinen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen."

So arm das Stück an Handlung war, so reiche Quellen eröffnete es dem Dichter, seine Toleranzlehre poetisch zu entwickeln und seiner Predigt gleichzeitig das nöthige Wohlwollen zu schaffen. Aller Zank und Hader ist vergessen; Lessing kömmt als Nathan von einer langen, langen Reise zurück, als ein Greis voll Seelenadel und Hoheit, uneigennütziger Liebe, gewinnender Seelenruhe und Majestät. Er kümmert sich nicht um das Haus, das in seiner Abwesenheit verbrannt ist, er geräth in kein schwelgerisches Entzücken über die Rettung seiner Tochter, die mit genauer Noth dem Flammentod entging. Vor Allem will er dem Retter dankbar sein, und tadelt darum die Schwärmerei des phantasiereichen Mädchens, das seine Rettung lieber Gott und seinen Engeln als dem menschlichen Retter zuschreibt. Der Retter ist ein christlicher Tempelritter, also ein geschworner Feind des Juden und seiner Nation. Doch Nathan hat sich längst über nationales und religiöses Vorurtheil zur reinen, vollkommensten Menschlichkeit erschwungen; er sucht ihn auf, er dankt ihm und wirbt uneigennützig um seine Freundschaft als um die Freundschaft eines „Menschen". Reich wie ein Crösus, weise wie ein Salomon und gütig wie ein Christus, eilt er, obwohl Jude, dem schlechtbestellten Fiscus des muhammedanischen Sultans Saladin zu Hilfe. Statt Zinsen und Zinseszinsen sucht er bei der edelmüthigen Geldoperation nur die Gelegenheit, wohlzuthun und „Weisheit" zu verbreiten. Und wie erhaben, himmlisch ist seine Weisheit! Sie versöhnt alle die streitenden Religionsparteien

auf Erden, indem sie dieselben ihrer kindischen Aeußerlichkeiten entkleidet, sie in der Wahrheit der Vernunft und dem süßen Bande menschlicher Liebe vereint, alle Religionen abschafft, um alle Menschen in einer neuen Weltreligion zu verbrüdern! Und diese Liebe ist kein leerer Klang! Wie sie bereits den Juden mit dem Christen und Mohammedaner freundlich zusammengebracht, dem Templer eine Geliebte und dem Sultan Geld verschafft und die drei Monotheisten von unnöthigem Religionsflitter befreit hat, so bewährt sie sich, bei der Lösung des dramatischen Knotens, in jenem erhabenen Heroismus, den der Christ nur von der christlichen Charitas zu erwarten gewohnt ist. Staunend hört man, daß Nathan, während sich Christen und Muselmänner aus Religionshaß bekämpften, Frau und Kinder, sieben Söhne, durch die Hand blutgieriger Christen verloren hat, und daß er im selben Augenblick, unberührt von Haß und Rache, die Rettung eines armen Christenkindes übernahm, daß er diesem Mädchen ein liebevoller Vater ward, und daß er jetzt bereit ist, ihr künftiges Lebensglück mit der harten Trennung von dem lieben Wesen zu erkaufen. Welch ein Jude! Der Klosterbruder ruft außer sich vor Bewunderung:

„Nathan, Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bess'rer Christ war nie!"

Und auch der Gott, dem an allen positiven Religionen gleich viel und gleich nichts liegt, scheint jetzt gerührt: er läßt Saladin unverhofft zu Geld kommen, in dem vermeintlichen Judenmädchen eine Nichte, in dem abgefallenen Templer einen Neffen, in dem Juden den größten Wohlthäter seiner Familie erkennen. Die aufgeklärte Recha und der gelübdefreie Tempelherr umarmen sich als liebende Geschwister, ein muhammedanischer Onkel und eine muhammedanische Tante halten das Geschwisterpaar selig umschlungen, der Jude Nathan (zugleich Finanzminister und Minister der Kirchen- und Schulangelegenheiten) breitet segnend die Hände über sie aus; Christenthum, Heidenthum, Judenthum sind vereint in brüderlich-schwesterlicher Liebe — und der Vorhang fällt.

Um den erhabenen, jüdischen Greis, dessen Handlungsweise christliche Grundsätze athmet, während Lessing ihn ernst und sanft, aber nachdrücklich und beständig gegen alle geoffenbarte Religion predigen läßt, gruppiren sich gleichsam als Fassung des Edelsteins der edle Sultan und seine noch edlere Schwester, die edle jüdische Pflegetochter und der noch edlere Tempelherr, sämmtlich dadurch so edel und zu allem Edelmuth fähig, daß sie im Herzen jede positive Religion entweder schon abgestreift haben

oder daran sind, sie abzustreifen. Recha muß den Engel- und Wunderglauben aufgeben, um menschlich zu lieben; der Ritter muß seine Ordensgelübde brechen, um menschlich zu fühlen und menschliche Großmuth zu bethätigen; Sittah und Saladin sind so menschenfreundlich und uneigennützig, weil sie den Koran nur geistig erfassen. Wäre alles religiöse Vorurtheil abgestreift, das sieht man, dann wäre der Menschheit geholfen — alle Menschen würden Brüder, Liebe ihre einzige Religion!

Die Verherrlichung der deistischen Naturreligion, auf welche sowohl die Charakteristik der Personen als die Handlung hinausläuft, bekömmt ihren vollen Nachdruck aber erst durch die Zeichnung der finstern Macht, welche ihr im Leben gegenübersteht und im Stücke das Hauptmotiv der Verwicklung bildet. Diese finstere Macht ist nicht etwa das verfolgungssüchtige Judenthum, nicht der grausam fanatische Islam, nicht ein seinen Grundsätzen untreu gewordenes Christenthum — es ist das Christenthum selbst, und zwar nicht in dieser oder jener confessionellen Fassung, sondern das Christenthum als positive, geoffenbarte, dogmatische Religion. Wie die deistische Naturreligion die verschiedensten Individualitäten, Saladin und Sittah, den Templer und Recha, Nathan und Al Hafi mit dem Zauber des reinsten, schönsten Edelmuths zu umkleiden vermag, so ist das Christenthum als Abfall von der Vernunft nur zweier Grundformen fähig: der Heuchelei und der Einfalt, des Pharisäismus und des blinden Köhlerglaubens. Jener ist in dem Patriarchen, dieser in dem Klosterbruder und der Zofe Daja verkörpert.

Während Saladin dem Templer das Leben schenkt, hetzt der Patriarch den Ritter auf, seinem Wohlthäter aus Religionshaß Leben und Reich verrätherisch zu rauben. Während Saladin von dem edeln Juden Geld zu borgen genöthigt ist, strotzt der Patriarch im prunkenden Ueberfluß seiner geldgierigen Kirche. Während Nathan der Jude nach dem Verlust seiner Kinder ein Christenkind aufnimmt und rettet, fordert der Patriarch Kind und Vater aus bloßem Glaubenshaß auf den Scheiterhaufen. Lieblos, herzlos, für jede menschliche Regung unempfänglich, will der lügnerische Pfaffe nur besitzen und herrschen — und das Mittel hiezu ist seine positive, angeblich geoffenbarte Religion.

Gestaltet sich das Christenthum in dem Intelligenten zu einem Ausbund von heuchlerischem und grausamem Fanatismus, so erscheint es in dem Dummen als bemitleidenswerther Wahn. Der Klosterbruder dient dem Patriarchen zu allen Schurkereien; aber er weiß es eben nicht besser; er ist zum Gehorsam gedrillt und durch die blinde Gewohnheit unfähig

geworden, das Joch der Unvernunft von sich zu werfen. So ist's auch mit dem dummgläubigen Weibe: Daja sieht und kann's mit Händen greifen, daß Juden und Muhammedaner besser sind, und doch weiß sie sich zu keinem bessern Gedanken zu erschwingen, als die christliche Pflegetochter dem jüdischen Pflegevater zu entführen. Was noch Gutes an den Christen ist, das rührt nicht von der vermeintlichen Göttlichkeit des Christenthums her, sondern davon, daß der Mensch Christus zufällig noch ein erträglich guter Mensch war.

„Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein; nicht Menschen. Denn
Selbst das, was noch von ihrem Stifter her
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan.
Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu und Glauben nehmen können! — Doch,
Was Tugend? seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden; soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu thun.“

---

15. Die ‚Erziehung des Menschengeschlechts' als neues Evangelium.

Das positive Christenthum war beseitigt; es handelte sich nun darum, die Lücke auszufüllen und etwas Besseres an die Stelle zu setzen. Das antike Heidenthum lag zu weit ab; mit dem Judenthum waren selbst die aufgeklärten Juden, wie Mendelssohn, nicht zufrieden; der Islam, den Montesquieu in seinen Persischen Briefen so reizend gemalt hatte, hatte nicht einmal in Frankreich Boden gefunden; mit bloßer Philosophie wollten sich die Leute auch nicht abspeisen lassen. Um sich der christlichen Luft anzupassen, welche ringend und kämpfend, halbverdorben und schlummernd noch immer alle Höhen und Tiefen des deutschen Volkes durchwehte, und um anderseits seine historischen, philologischen und geschichts-philosophischen Kenntnisse nicht unfruchtbar im Sandmeer eines monotonen Vernunftcultus untergehen zu lassen, griff der „consequente" Lessing, der nur im Zweifeln consequent war, beherzt in das eben überwundene positive Christenthum zurück und lieh sich hier das nöthige Material, um eine neue Religion daraus zu bauen. Der Gedanke, den er sich als Grundstein wählte, war die ‚Erziehung des Menschengeschlechts'.

Die Auffassung der Offenbarung als einer Erziehung des Menschengeschlechts stammt nicht, wie Joh. von Müller meinte, vom hl. Epiphanius her, sie ist die älteste, einfachste, kindlichste und zugleich großartigste Auffassung, welche die göttliche Offenbarung mit sich selbst in die Welt gebracht hat. Sie ist in dem Verhältniß begründet, in welchem sich die menschliche Vernunft ihrer Natur nach zu dem unerschaffenen Lichte, dem unendlichen Verstande Gottes befindet. Mit ihrer Begrenztheit, Schwäche, Bildsamkeit, Potentialität steht sie vor dem Allwissenden, Unergründlichen, im ewigen Anschauen seiner Vollkommenheit Seligen, wie ein Kind vor seinem Vater. Sie ist sein Kind, denn sie ist ein Strahl des Lichts von seinem Lichte; ihr naturgemäßes Streben geht dahin, ihm ähnlich zu werden, ihn zu erkennen und durch Erkenntniß seiner selig zu sein. Diesem natürlichen Streben seines Kindes kömmt nun der Allmächtige mit wahrer Vatergüte entgegen, mit jener grenzenlosen Liebesfülle, mit der er sich selbst liebt. Er verstärkt ihre Erkenntnißfähigkeit, er erhebt den ganzen Menschen in eine höhere Sphäre des Seins und des Lebens, in die über-

natürliche Antheilnahme an seinem göttlichen Leben empor. Er fügt zu dem göttlichen Strahl des natürlichen Lichtes das köstliche Geschmeide übernatürlicher Gnade, eine innigere Kindschaft, den Beruf, Gott zu schauen, wie er ist. Als Kind Gottes soll der erste Mensch durch freien Gehorsam seine Kindesliebe bewähren; Gott gibt ihm ein Gebot; Adam fällt, und in ihm die solidarisch verkettete Menschheit; aber die Liebe des Vaters hebt ihn vom Falle wieder auf und verwandelt nun die einfach-kindliche Pädagogik des ersten Gebots in jenen wunderbar verschlungenen Erziehungsplan, der die Welt- und Menschengeschichte zu einem großen Ganzen gestaltet.

Um die Menschheit das Bedürfniß einer Erziehung empfinden zu lassen, überläßt Gott sie dem stolzen Zuge ihres Herzens und allen Verirrungen ungezügelter Freiheit. Sie soll inne werden, daß sie sich nicht selbst genügt, daß sie sich nicht selbst erziehen kann, daß sie des Vaters Hand bedarf, um in den seligen Besitz ihrer wahren Heimath zu kommen. Liebevoll zieht Gott aus der bunten Familie der Völker ein Volk hervor, das Volk des Heiles und der Verheißung, *sein* Volk — nicht als ob es durch besondere Intelligenz und Tugend die Gnadenwahl verdient hätte oder hätte verdienen können, sondern weil Gott aus seiner Mitte den Retter der Völker, den größten und letzten, den einzigen Lehrer der Menschheit erstehen lassen will. Das Werk der Erziehung zielt dahin, Gott und Menschheit nicht nur im Jenseits, nicht nur in der Seele des Einzelnen, sondern auch im Diesseits, im socialen Völkerleben zu vereinen, alle Menschen um *einen* Lehrer zu schaaren und dieser Lehrer soll das Ideal der Menschheit, ein menschgewordener Gott sein. Diesen Liebling seines Herzens, die menschgewordene Weisheit und Menschenfreundlichkeit schaut Gott von Ewigkeit — nach unserer Auffassung — mit sehnendem Verlangen; um seinetwillen wird das Volk, dem er entstammen soll, wird Israel sein Knabe, der Liebling seines Herzens, das auserwählte Volk. Nicht um die Menschheit durch dieß auserwählte Volk zu einer reineren Vernunfterkenntniß zu führen, sondern um sie durch dasselbe zur Aufnahme des ewigen Lehrers vorzubereiten, gibt er ihm die Patriarchal-Offenbarungen und das mosaische Gesetz, sendet ihm seine Boten und Propheten, macht sein Leben zu einer Kette von Wundern und seine Geschichte zur lebenden und fortlebenden Verheißung und baut aus der göttlichen Führung von vier Jahrtausenden jene riesige Beglaubigungsurkunde, an welcher die ganze kommende Menschheit den Gesalbten des Herrn, den eingebornen Sohn Gottes, den Lehrer der Völker erkennen kann. Während die vier Jahrtausende durch das Naturgesetz und die mosaische Satzung Licht genug er-

halten, um dem Einzelnen die Erreichung seines Zieles zu ermöglichen, zielt die göttliche Erziehung nach der Lehre des hl. Paulus im Römerbrief hauptsächlich darauf, den Stolz des Menschen, seinen dämonischen Hang zur Selbstvergötterung zu bändigen, die independente, gottverachtende Vernunft einen riesigen Bankerott machen zu lassen, um mitten unter den Trümmern, aus demüthigen und geheiligten menschlichen Bausteinen, aber auf göttliche Autorität, auf die Gottheit Jesu Christi eine universelle Lehrgewalt und ein sichtbares, social-gegliedertes System der Erziehung zu gründen. Der ganze Erziehungsplan Gottes zielt nicht auf eine Emancipation des Menschen von Gott, sondern auf die freie, kindliche, aber in ihrer Demuth unendlich erhabene Unterwerfung des Menschen unter die göttliche Autorität. Deßhalb gibt Christus seinem Gottesreiche keine demokratische Verfassung; auch die Hirten der Völker sind dem einen Petrus unterthan, und der Ruhm dieses Petrus ist nicht, durch den häufigen Umgang mit dem menschgewordenen Worte zu einer von diesem unabhängigen, selbständigen Philosopie gelangt zu sein, sondern demüthiger, kindlicher und einfältiger als die übrigen Zwölfboten sich der Autorität des göttlichen Lehrers unterworfen zu haben. Deßhalb verkündet Christus dem Stolze heidnischer Weisheit und dem Hochmuth jüdischer Selbstvergötterung vom Kreuze herab einen unversöhnlichen Krieg. Kinder sind seine Lieblinge, Demuth ist die **Magna Charta** seines Reiches. „Wenn ihr nicht werdet wie Kinder, so werdet ihr nicht in's Himmelreich eingehen!" In diesem Geiste verbringt er den größeren Theil seines Lebens als Kind, Schüler, Lehrling in freiwilliger Abhängigkeit von Maria und Joseph. In diesem Geiste wäscht er seinen Schülern die Füße und stirbt als der Auswürfling der Menschheit am Kreuz. In diesem Geiste wählt er seine Abgesandten: arme, ungelehrte, von allen menschlichen Mitteln entblößte Leute. „Die Welt soll sehen," sagt einer ihrer Stimmführer den „feingebildeten" Korinthern, „daß das, was vor den Menschen als Weisheit gilt, vor Gott nur Thorheit ist," daß die Menschen nicht Alles selbst wissen, sondern das Beste von Gott und zwar durch Menschen in Abhängigkeit und Demuth zu lernen haben. Und so schickt denn Christus die Zwölfboten aus, Dinge zu lehren, die bis jetzt noch keine Philosophie gelehrt hat, noch jemals begreifen wird, Sacramente zu spenden, die sich an sichtbare Dinge knüpfen und die doch keine Wissenschaft physisch ergründen kann, Tugenden zu empfehlen, gegen welche sich jegliche menschliche Leidenschaft empört, Gesetze zu geben, welche mit der Gewohnheit der Völker im Widerspruch stehen, die ganze Weltordnung, welche die von

Gott emancipirte Vernunft geschaffen, über den Haufen zu werfen und auf der Basis göttlicher Autorität eine neue Ordnung der Dinge zu errichten. In dieser Ordnung ist Religion und Staatsleben, Wissenschaft und Kunst, die Vollkommenheit der Einzelnen und das Wohl der Gesellschaft, Alles, Alles auf das gemeinsame Princip der Autorität gegründet. Der leitende Gedanke derselben ist: daß der Mensch unendlich wenig weiß und von Gott unendlich viel zu lernen hat, daß Gott sich zur Erziehung der Menschheit der menschlichen und göttlichen Autorität bedient, und daß diese Erziehung ihrer Natur nach darauf hinzielt, nicht den Menschen zu einem von Gott unabhängigen Halbgott zu gestalten, sondern durch Unterwerfung unter Gott der unerschöpflichen Reichthümer göttlichen Wissens und göttlichen Lebens theilhaftig zu machen.

Diesen erhabenen Weltplan der göttlichen Pädagogik hat nun Lessing völlig auf den Kopf gestellt, karrikirt und verdreht, wie er noch von keinem Häretiker früherer Zeit verdreht wurde.

Die menschliche Vernunft steht nach ihm zur göttlichen Vernunft nicht in jenem incommensurablen Verhältniß, welches die Philosophie vermöge des bloß natürlichen Lichtes erkennen kann und dessen wir durch den Glauben vollständig gewiß sind; sie kann nach Lessing mit rein natürlichen Kräften Alles wissen, was Gott weiß, so vollständig wie Gott, so vollkommen wie Gott, nur nicht ganz so schnell wie Gott. So wenig deßhalb eine Offenbarung möglich sei, welche uns übernatürliche, den Kräften der Natur unzugängliche Wahrheit berichtet, so möglich und passend findet Lessing eine Offenbarung in dem Sinn, daß Gott die Erkenntnißprocesse der Menschheit beschleunigt und dem Stammvater einige schon entwickelte Wahrheiten mit auf den Weg gibt, damit die Nachkommen nicht erst gar zu spät auf einen geläuterten Gottesbegriff u. dgl. kommen. Der Mensch sündigt nicht; bloß aus Dummheit und Beschränktheit zertheilt er den einen, reinen Gottesbegriff, der alle Vollkommenheit in sich faßt, und verfällt dadurch in den Polytheismus.

Nachdem der Versuch Gottes, dem Menschen durch positive Mittheilung die Naturreligion beizubringen, an der Beschränktheit des Menschen so kläglich gescheitert ist — die Schuld davon fällt auf Gott zurück, da der Mensch bei seinem Abfall vom Monotheismus keine Sünde begangen — da verfällt nun Gott auf den Gedanken, die Menschheit langsamer zur Naturreligion zurückzuführen. Die Mehrzahl der Menschen läßt er ganz ohne allen Grund im Polytheismus stecken. Das jüdische Volk wählt er sich aus: es soll der philosophische Erzieher der Menschheit wer-

den. Ihm offenbart er sich erst als den stärksten aller Götter, dann als einigen Gott, läßt es aber über die Unsterblichkeit der Seele und die Bestimmung des Menschen völlig im Dunkel. So schlecht und nichtssagend ist diese Erziehung „im Vaterhaus", daß andere Völker, namentlich die Perser, ohne alle Offenbarung, schon zu viel reineren Ideen über Gott und Unsterblichkeit gelangt sind. Zu ihnen schickt nun Gott sein auserwähltes Volk in die Lehre. Durch das Heidenthum ward das Judenthum in den wichtigsten Grundlagen der Religion genauer unterrichtet und aufgeklärt; d. h. es fing an, die im Alten Testament bildlich eingekleidete Religionsphilosophie zu verstehen. Als die Juden dann weit genug fortgeschritten waren, um einen eigentlichen Lehrer der Philosophie zu verstehen, kam Christus, der erste zuverlässige und praktische Lehrer der Unsterblichkeit. Ob er Gott oder bloßer Mensch war, bleibt dahingestellt; ob seine Auferstehung und seine Wunder heute noch bewiesen werden können, bleibt ebenso dahingestellt. Genug: Weissagungen und Wunder machten seine Zeitgenossen auf ihn aufmerksam und so gelang es ihm, die praktische Lehre von der Unsterblichkeit zu verbreiten, d. h. seine Anhänger dahin zu bringen, mit Rücksicht auf ein jenseitiges Leben nach Reinigkeit des Herzens zu streben.

Doch auch diese Lehre ist ein bloßes Durchgangsstadium. Wie unter den Bildern des Alten Testaments, so sind auch unter den Lehren des Neuen Testaments nichts weiter als philosophische Wahrheiten der Naturreligion verborgen. Wie Gott mit dem Alten Bunde bloß bezweckte, die Menschheit zur Aufnahme der Unsterblichkeitslehre vorzubereiten, so ist diese, das positive Christenthum, nur eine jahrhundertlange Vorschule, um zu einer höheren philosophischen Gotteserkenntniß fortzuschreiten. Und wie Gott im Alten Bund die Menschen dazu erzog, um zeitlicher Belohnungen willen bürgerlich anständig zu leben, wie er sie im Neuen Bunde dazu brachte, um ewiger Belohnungen willen nach innerer Herzensreinheit zu streben, so stehen wir jetzt an der Schwelle der dritten und letzten Erziehungsperiode, in welcher wir — ohne Neuen und Alten Bund, ohne Wunder und Weissagungen, ohne Propheten und Lehrer, ohne Rücksicht auf Diesseits und Jenseits, ohne Dogma und Philosophie — das Gute um seiner selbst willen vollbringen werden, in welcher die Menschheit so rein sein wird, wie Gott. Bis die Menschheit so weit kommt, meint Lessing, könnte allerdings noch lange Zeit vergehen. Um sich nun dennoch eine Antheilnahme an dem Glück jener Epoche zu sichern, nimmt er seine Zuflucht zu einer der ältesten und absurdesten Verirrungen des Menschengeistes: zur S e e l e n w a n d e r u n g.

Nach allen seinen widersprechenden, mißglückten und lächerlichen Experimenten an der Menschheit bleibt dem Gotte Lessings endlich nichts übrig, als jede einzelne Menschenseele Jahrhunderte, Jahrtausende — wer weiß wie lange — von Leib zu Leib pilgern zu lassen, damit sie endlich nicht etwa eine wunderbare Religion voller Geheimnisse, sondern die einfache Naturreligion erkennen lerne, die einfachste aller Religionen, die Religion, zu deren Erkenntniß die Menschenseele von Natur angelegt ist! Und das Alles geschieht, während doch die menschliche Vernunft ohne Judenthum und Christenthum, ohne ewiges Evangelium und Seelenwanderung, einfach mit ihren natürlichen Kräften, den gesammten Inhalt der Naturreligion ergründen könnte! Welch' ein Gott! Welch' eine Menschheit! Welch' eine Erziehung!

Die erste Hälfte dieses phantastischen Traumes hatte Lessing den Fragmenten beigegeben und die Anonymität so streng bewahrt, daß Jahrzehnte nach seinem Tode noch darüber gestritten wurde, ob der in Aphorismen abgefaßte Aufsatz wirklich von ihm herrühre. Heute sind die Zweifel so ziemlich gelöst und die Bewunderer Lessings verehren in der ‚Erziehung des Menschengeschlechts‘ das theologische Testament ihres Meisters. Als er die Erziehung so weit hatte, daß das Judenthum bei den Persern in die Schule ging und sich durch philosophische Speculation auf die Ankunft Christi vorbereitete, schnitt er den Faden ab und ließ das Publikum warten. Erst nach drei Jahren, nachdem das Christenthum in dem Gözestreit auf's Tiefste herabgewürdigt und im Nathan als Störefried der Menschheit gezeigt worden war, setzte er die „Erziehung“ fort und ließ Christus erscheinen. Die offenbar berechnete Theilung, die Anonymität, der leichtfertige Inhalt und die fromm-feierliche Form des Aufsatzes machen denselben zu einem würdigen Nachspiel der theologischen Komödie. Die ‚Freimaurergespräche‘, deren Veröffentlichung in die nämliche Zeit fällt, weisen auf den befruchtenden Luftkreis ihres Ursprungs hin. Ueber den Zweck des Ganzen sagt Lessing in der Vorrede zur Gesammtausgabe, die 1780 erschien:

„Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen?“

16. Politischer Charakter des neuen Evangeliums. „Freimaurergespräche“.

Aus der Gleichgiltigkeit aller positiven Religionen erwuchs die praktische Frage, wie sich denn der Staat, die bürgerliche Gesellschaft zu denselben zu stellen habe; denn zu Lessings Zeit gab es noch keine indifferentistischen Staatsverfassungen. Die nordamerikanische war erst im Werden; England, das Vaterland des Deismus und der Toleranzlehre, hielt so zäh wie nur irgend ein Staat an dem politischen Institut seiner Staatskirche fest; in Deutschland hatte zwar das Princip cujus regio, ejus religio die schärfsten Kanten der Ausschließlichkeit verloren, war aber doch noch eine Grundlage des öffentlichen Lebens geblieben.

Es war Lessings Art nicht, sich, wie die späteren deutschen Philosophen, an die großmütterliche Kunkel des Absoluten zu setzen und aus einem Wergknäuel Gott und Welt und Mensch und Alles im Himmel und auf Erden systematisch zu entwickeln. Wie ein unruhiges Dämonium fuhr er in den Literaturen und auf den Theatern, in den Religionen, Theologien und Philosophien aller Völker umher, holte sich dort, holte sich hier ein Stück philosophisches Werg, spann ein wenig daran, warf es unter die „Denkenden“, daß sie es weiterspinnen, griff zu einem neuen Knäuel, ließ auch diesen halbabgesponnen fliegen, griff zum alten zurück oder zu einem dritten und brachte durch diese fragmentarische Thätigkeit die deutschen Geister weit mehr in Fluß und in ein viel bunteres Durcheinander, als es irgend einer der großen Pantheisten gethan hat. Kants „reine Sittlichkeit“, Hegels und Schellings „Vergeistigung“ christlicher Dogmen, Herders menschliches Christenthum, Straußens philosophischer Christus, das Johannesevangelium der Tübinger-Schule als vermittelndes Resultat petrinischer und paulinischer Kämpfe, der Entwicklungsschwindel in der Naturphilosophie und die rationalistische Auffassung der Kirchengeschichte — das Alles lag bei Lessing schon im Werden, und wie es ihm gerade kam, brachte er die Geistesembryone zu Papier oder ließ sie sogar alsbald halbangezogen, unter dem Mäntelchen der Druckschwärze, ihre Wanderschaft machen.

‚Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religionen‘ ist ein derartiges Fragment überschrieben, in welchem Lessing die politische Seite seiner Toleranzlehre, wenn auch nur sehr embryonisch, zu lösen sucht.

Die einzige in sich und absolut wahre Religion ist ihm hier die Naturreligion, welche darin besteht, einen Gott zu erkennen, sich den würdigsten Gedanken von ihm zu machen und in allen Gedanken und Handlungen Rücksicht auf ihn zu nehmen. Diese Naturreligion würde für alle Menschen dieselbe, also die allgemeine Religion der Menschheit sein, wenn alle Menschen dasselbe Maß der Gotteserkenntniß besäßen.

„Da dieses Maß (aber) bei jedem Menschen verschieden ist und sonach auch eines jeden Menschen natürliche Religion verschieden sein würde: so hat man dem Nachtheile, welchen diese Verschiedenheit nicht in dem Stande der natürlichen Freiheit des Menschen, sondern in dem Stande seiner bürgerlichen Verbindung mit Andern hervorbringen konnte, vorbauen zu müssen geglaubt. Das ist: sobald man auch die Religion gemeinschaftlich zu machen für gut erkannte, mußte man sich über gewisse Dinge und Begriffe vereinigen, und diesen conventionellen Dingen und Begriffen eben die Wichtigkeit und Nothwendigkeit beilegen, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten durch sich selber hatten. Das ist: man mußte aus der Religion der Natur, welche einer allgemeinen, gleichartigen Ausübung unter Menschen nicht fähig war, eine positive Religion bauen, sowie man aus dem Rechte der Natur, aus der nämlichen Ursache, ein positives Recht gebauet hatte. Diese positive Religion erhielt ihre Sanction durch das Ansehen ihres Stifters, welcher vorgab, daß das Conventionelle derselben eben so gewiß von Gott komme, nur mittelbar durch ihn, als das Wesentliche derselben unmittelbar durch eines Jeden Vernunft.“

Die weiteren theologischen Folgerungen, welche Lessing hieraus zieht, sind, daß alle positiven Religionen gleich wahr und gleich falsch seien, — gleich wahr, indem sie einem nothwendigen Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft entgegenkommen, gleich falsch ihrem Inhalte nach, — daß jede geoffenbarte Religion somit ein nothwendiges Uebel und daß jene noch die beste sei, „welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt.“

Die kirchenpolitischen Folgerungen, welche in dieser Anschauung liegen, hat Lessing nicht gezogen. Doch sind sie einleuchtend. Nur die Naturreligion steht dem Staate gleichberechtigt gegenüber. Die positive Religion, als bloßes Ergebniß bürgerlich-socialer Nothwendigkeit, unterliegt ihrem Ursprung und Zweck nach der Staatsraison. Sie hat sich in Allem den concreten Bedürfnissen des Staatslebens anzupassen. Indem der Staat

ihr die zu seinem Bestande nöthige Thätigkeit gewährt, muß er aber, vermöge seines innern Berufes zur Vollkommenheit, dahin streben, die „conventionellen Zusätze der positiven Religion“ abzustreifen, und die Menschen, so viel thunlich, der ausschließlichen Herrschaft der Naturreligion entgegenzuführen.

Diese Grundsätze praktisch angewandt, ist der confessionslose Staat der beste; daher auch, soweit die bürgerlichen Verhältnisse es erlauben, absolut anzustreben, aber mit Schonung und Discretion. Das katholische Bekenntniß, das die meisten „confessionellen Zusätze“ enthält, steht dem Ideal der Religion am fernsten, der Lutheranismus schon weniger, freie Secten und Gemeinden am wenigsten. In der Natur des Staates liegt es indessen, klug voranzugehen und die religiösen Verhältnisse nur langsam und bedächtig zu jener Einfachheit zu führen, in welcher das einzelne Individuum vermöge der „Erziehung der Menschheit“ „das Gute nur mehr um des Guten selbst willen anstrebt“.

Welche ungeheure Widersprüche in diesen Anschauungen liegen, ist hier nicht der Ort zu zeigen. Dagegen ist es wohl passend, daran zu erinnern, daß Lessing sonst durchaus kein begeisterter Verehrer der Staatsgewalt war und in seinen politischen Sympathien einer Wandelbarkeit huldigte, die fast seinen Glauben an die Seelenwanderung in's Gedächtniß ruft. In seinen Anfängen ist er Kosmopolit, schwärmt wie alle Aufgeklärten für Freiheit, dann gewinnt er einigen Respekt für den großen Friedrich, wird den Franzosen wegen Voltaire spinnenfeind, ärgert sich über die preußische Wirthschaft, versöhnt sich wegen des artigen Diderot wieder theilweise mit den Franzosen, wirft seine Blicke auf eine Stellung in Wien oder Moskau, nimmt Dienste bei einem preußischen General und steht mit preußischen Münzfabrikanten in nächster Beziehung, geht nach Hamburg und fulminirt von dort Blitze gegen das preußische Regiment, nimmt Dienste bei dem Herzog von Braunschweig und schimpft hinter dem Rücken des „Alten“ über das unerträgliche Leben bei Hofe, macht die obligaten Bücklinge und arbeitet dabei an einer antityrannischen Tragödie, stellt das milde Regiment des Papstes dem preußischen lobend gegenüber, sympathisirt mit dem aufgeklärten Struensee in Dänemark, plant wieder eine Uebersiedelung an den Hof Josephs II., wird durch den Hinweis auf seinen mit dem Hofleben unverträglichen Demokratismus davon abgehalten, gibt in der einen Schrift die positive Religion dem Staatsgott preis und wünscht in einer andern auch den Staatsgott in allgemeine Menschenliebe aufgelöst.

Der einheitliche Faden, der sich — die Amtsperiode in preußischen Diensten abgerechnet — durch alle diese politischen Seelenwitterungen constant hindurchzieht, ist eine entschiedene Neigung zur Demokratie. Was er vor Allem anstrebt, ist durchaus nicht die Stärkung jener centripetalen Kräfte im modernen Staat, welche das kleine Reich Friedrich' II. zur Großmacht entwickelten, sondern die freie Entfaltung jeglicher staatlichen Centrifugalkraft: unbeschränkte Cultus- und Gewissensfreiheit, Preßfreiheit, Unterrichtsfreiheit, Redefreiheit, Freiheit der Kunst und Wissenschaft, Geltung des Bürgerthums, Geltung des Einzelnen. Weder mit der Regierung des philosophischen Königs, noch mit der des philosophischen Kaisers konnte er sich befreunden, und wenn er zeitweilig die österreichischen Zustände den preußischen vorzog, so war es hauptsächlich deßhalb, weil er in Wien etwas mehr Preßfreiheit wahrzunehmen glaubte.

„Wien mag sein, wie es will," schreibt er am 25. Aug. 1769 von Hamburg aus an Nicolai, „der deutschen Literatur verspreche ich doch immer noch mehr Glück, als in eurem französirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiscirt ist, so muß es bloß geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen (erst jetzt!). Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, wie dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist. Ein Jeder thut indeß gut, den Ort, in welchem er sein muß, sich als den besten einzubilden; und der hingegen thut nicht gut, der ihm diese Einbildung benehmen will."

An ein einfaches Privatleben gewöhnt, war ihm das Leben bei Hofe unerträglich, das „große Geschmeiß" herzlich zuwider, sein eigener Hofrathstitel, wie zuvor sein Magistertitel, ein lächerlicher Firlefanz. Als ihn Fürst Kaunitz in Wien zu sich einlud, reiste er in aller Eile ab, um dem Besuch zu entgehen. Als Ramler ihm seine Ode an die Könige übersandte, versprach er ihm scherzhaft, sie als Anregungsmittel zu seiner antityrannischen Tragödie ‚Spartakus' zu verwenden. So lieb ihm sein Freund Gleim war, wollte er doch von dessen preußischem Patriotismus nichts

wissen. „Der Patriot überschreiet den Dichter zu sehr," schrieb er ihm über eines seiner Grenadierlieder, „und noch dazu ein so soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind. Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das Allerletzte ist, wonach ich geizen würde; des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte" (16. Dec. 1758). Nach seinem eigenen Geständniß (an Nicolai, 25. Mai 1777) wurde er während des siebenjährigen Krieges zu Leipzig für einen Erzpreußen, zu Berlin für einen Erzsachsen gehalten, weil er keines von beiden gewesen sei und keines von beiden hätte sein dürfen, um ‚Minna' schreiben zu können. „Daß er in Emilia Galotti seine Piquen auf die Fürsten, im Nathan auf die Pfaffen hatte", ist Göthe nicht entgangen. Uebrigens fehlt es auch im ‚Nathan' nicht an demokratischen Winken. Erscheint doch selbst gegen alle historische Wahrscheinlichkeit der orientalische Monarch aller despotischen Feierlichkeit entkleidet und in einen modern-philosophischen Regenten umgewandelt, der mit seinem jüdischen Finanzminister das Geschäft der Aufklärung treibt. Im ‚Spartakus' war Lessing auf dem Weg, die Ideale der rothen Republik zur Entfaltung zu bringen.

Auf die Freimaurerei hatte Lessing frühe ein Auge geworfen. „Das Geheimniß" war es, das sein Interesse an sich zog und ihn veranlaßte, die sauren Trauben dieses Geheimnisses in einem satirischen Gedichte zu verspotten. Der Titel heißt ‚Das Geheimniß' und die Schlußverse lauten:

„Ich kenn' ein drollig Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf die Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren.
Hör' auf, leichtgläub'ge Schaar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu bringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verschließen.
Das Gift der Plauderei ist, nichts zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Märchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl spricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?"

So scherzte Lessing als Jüngling im Jahre 1751. Zwanzig Jahre später ließ er das Gedicht aus der neuen Sammlung seiner Vermischten Schriften weg und wurde zu Hamburg in der Loge zu den drei goldenen Rosen recipirt. Die Loge gehörte dem von Zinnendorf'schen System an,

demselben, welches auch J. H. Voß, Claudius ꝛc. zu seinen Anhängern zählte. Nach Bode's Bericht wollte Lessing schon früher einmal bei einer Loge der strikten Observanz eintreten, wurde aber durch den Meister vom Stuhl mit der Antwort abgewiesen: „Ich wüßte keinen Mann, den ich lieber zum Bruder hätte, als Sie: aber ich muß es Ihnen deßwegen platterdings abrathen, sich aufnehmen zu lassen, weil die Fortschritte in unserem System zu langsam für Ihr Alter und für Ihren feurigen Charakter sind.“ Später wandte sich Lessing zu dem bereits erwähnten System und wurde von dessen Meister, einem Baron von Rosenberg, bereitwillig aufgenommen. Nach der Aufnahme soll ihn Rosenberg gefragt haben: „Nun, Sie sehen doch, daß ich die Wahrheit gesagt? Sie haben doch nichts wider die Religion oder den Staat gefunden!“ „Ha!“ soll Lessings Antwort gewesen sein, „ich wollte, ich hätte dergleichen gefunden, das sollte mir lieb gewesen sein!“ So erzählt der Freimaurer Bode, und meint, Lessing müßte sich wohl bei der Aufnahmsceremonie sehr gelangweilt haben. Mag dem nun sein, wie ihm will, Lessing ließ in seinen Schriften nicht nur das Spottgedicht weg, sondern studirte nunmehr, nach seiner Art, die Freimaurerei nach ihrer bibliographischen, geschichtlichen und philosophischen Seite. Im Jahr 1778, also während er eben Nathan in Arbeit hatte, ließ er ‚Ernst und Falk, drei Gespräche für Freimaurer‘, 1780 zwei weitere ‚Gespräche für Freimaurer‘ erscheinen.

Im ersten dieser Gespräche läßt der Bruder Falk dem neugierigen Candidaten Ernst unter vieler Geheimnißthuerei durchblicken, daß die Freimaurerei nichts Willkürliches und Entbehrliches, sondern etwas Nothwendiges sei, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet liege, auf das also Einer verfallen könne, ohne dem äußeren Verband einer Loge anzugehören; daß die opera ad extra derselben in gegenseitiger Unterstützung der Mitglieder und philanthropischen Anstalten beständen — das Findelhaus in Stockholm, ein Mädcheninstitut in Dresden, eine Zeichnungsschule für arme Knaben in Braunschweig und Basedow's Philanthropin werden namhaft gemacht — daß aber ihren unsichtbaren Werken ad intra alles Gute angehöre, was je in der Welt gewirkt worden sei und noch gewirkt werde, obwohl noch Jahrhunderte vergehen würden, ehe man sagen könne: das haben sie gethan.

Im zweiten Gespräche gibt Falk dem nun schon besser vorbereiteten Adepten den Zweck der Freimaurerei dahin an, alle religiösen, politischen und socialen Gliederungen umzustoßen oder langsam zu unterwühlen und

hiedurch die Vereinigung der gesammten Menschheit auf der Grundlage reiner Menschlichkeit, ohne Staat und Kirche, ohne Eigenthum und Standesunterschiede, ohne nationale oder politische Grenzen herbeizuführen.

Falk. Ich dächte, es wäre recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet.

Und wenn es solche Männer gäbe? — — nicht bloß hie und da; nicht bloß dann und wann? — — sondern überall, immer? und diese Männer nicht immer in unwirksamer Zerstreuung lebten, nicht immer in einer unsichtbaren Kirche? und diese Männer die Freimaurer wären? wenn die Auflösung aller socialen Bande mit zu ihrem Geschäft gehörte? — —

Hier wird das Gespräch abgebrochen.

Das Herbe, welches der Gedanke eines allgemeinen Umsturzes aller bestehenden menschlichen Verhältnisse, auch der naturnothwendigen, wie des Staats, der Familie, des Eigenthums, in sich schließt, wird im dritten Gespräch dadurch gemildert, daß die Aufgabe der Freimaurerei auf ein langsames, allmähliches Untergraben beschränkt wird. Die Uebel des Staats u. s. w. sollen dem, der sie noch nicht empfindet, nur langsam bemerkbar gemacht werden: man soll „diese Empfindung in dem Menschen nur von weitem veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, bejäten, beblatten." Als Bürgschaft aber dafür, daß der Orden wirklich die Auflösung des gesammten organischen Verbandes der Menschheit anstrebe, soll die offene Thatsache gelten, daß er jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes aufnimmt.

Ernst wird nun Freimaurer. Aber von sanguinischer Natur, ist er mit dem Ceremonienwesen des Ordens und dessen langsamer Thätigkeit gar nicht zufrieden. Statt mit ernsten politischen Unternehmungen findet er die Brüder mit Goldmacherei, Geisterbeschwören, Wiederherstellung der

Tempelherrn und anderen dergleichen Kindereien beschäftigt. Noch weit mehr aber stößt ihn die Erfahrung, daß die allgemeine „Gleichheit“ im Orden so wenig bemerkbar ist. Man sehe ja bei der Aufnahme darauf, ob einer Christ oder Jude sei, den höhern oder niedern Ständen angehöre; man treffe in der Loge Prinzen, Grafen, Herren, Offiziere, Räthe von allerlei Beschlag, Kaufleute, Künstler, die freilich ohne Unterschied des Standes durcheinander schwärmten, aber von Dienstboten, von Schustern wolle man nichts wissen, auch wenn der Schuster ein zweiter Jakob Böhme oder Hans Sachs wäre. Hierüber ist Ernst unwillig; Falk tröstet ihn im vierten und fünften Gespräche.

Mit dem äußern Formelkram ist Ernst bald versöhnt: Alchymie, Geisterseherei und Templerkomödie sind nur Symbole, allegorische Fingerzeige, Einkleidungen des eigentlichen Strebens. Doch mit dem Mangel an demokratischer Gleichheit kann sich nicht einmal Falk selbst befreunden. Er befürchtet von den Rangesunterschieden der blauen Loge, ihren Kassen-, Capitalien- und Finanzinteressen, ihrer Abhängigkeit von den Fürsten, ihrer Uneinigkeit zwischen den verschiedenen Observanzen den Untergang des ganzen bestehenden Systems. Aber mag das System untergehen, die Freimaurerei wird bleiben. Denn sie ist längst dagewesen, ehe das System war.

„Ihrem Wesen nach ist sie eben so alt, als die bürgerliche Gesellschaft. Beide konnten nicht anders, als mit einander entstehen. — Wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft nur ein Sprößling der Freimaurerei ist (!!); denn die Flamme im Brennpunkt ist auch Ausfluß der Sonne. — Es sei aber Mutter und Tochter, oder Schwester und Schwester; ihr beiderseitiges Schicksal hat immer wechselseitig in einander gewirkt. Wo sich die bürgerliche Gesellschaft befand, befand sich aller Orten auch die Freimaurerei und umgekehrt. Es war immer das Kennzeichen einer gesunden, nervösen Staatsverfassung, wenn sich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ; so wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines schwachen, furchtsamen Staates ist, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht. — Denn die Freimaurerei beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf dem Gefühl (!) gemeinschaftlich sympathisirender Geister. — Indeß hat freilich die Freimaurerei immer und aller Orten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen müssen; denn diese war stets die stärkere. So mancherlei die bürgerliche Gesellschaft gewesen, so mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen sich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen.“

Da es keine Macht gibt, welche die bürgerliche Gesellschaft von An-

beginn als Widerpart durch alle Jahrhunderte der Geschichte begleitete, als die Revolution, d. h. die unberechtigte Verschwörung rebellischer Einzelwillen gegen das gottgesetzte Princip der Autorität, so ist Lessings Geständniß mit Rücksicht auf seinen religiösen Entwicklungsgang von größter Bedeutung. Es ist der Schlußstein, die letzte Consequenz; die Läugnung der religiösen Autorität zieht auch die Läugnung der bürgerlichen nach sich. Muß die positive Religion fallen, um der Naturreligion, d. h. der individuellen Vernunfterkenntniß Platz zu machen, so muß auch die bürgerliche Gesellschaft langsam atomisirt und aufgelöst werden, um jeden Einzelmenschen in einem autoritätslosen Menschenhaufen zum Vollbesitz seiner Freiheit und Menschlichkeit gelangen zu lassen. Der Mensch soll nicht mehr Christ, Bürger, Familienmitglied, Träger eines Standes, Kenner einer Wissenschaft, Repräsentant eines Berufs, organischer Theil eines socialen Körpers — er soll nichts als Mensch, d. h. nicht mehr ein begrenztes, abhängiges Wesen, sondern sein eigener Gott sein.

Ueberantwortet Lessing die positiven Religionen der Willkür der Staatsgewalt, so ist dieß nur ein Durchgangsstadium. Der Staat hat sie nur im Dienste einer höhern Macht abzuschleifen, zu „vergeistigen," zu vereinfachen, auf die Naturreligion zurückzuführen. Während die Loge ihn in diesem Werke sichtbar unterstützt, wird sie zugleich unsichtbar die „Trennungen der Menschheit", d. h. die Grundpfeiler der socialen Ordnung untergraben; sie ist die höhere Macht, welche als Kirche den einzigen wahren Glauben der Menschheit verkörpert. Doch auch ihre Symbole werden entschwinden, der Schleier ihres Geheimnisses wird fallen, ihre rastlose Thätigkeit ruhen, — wenn die Religionen und die Staaten, das Eigenthum und die Ehe vom Erdboden verschwunden sind, wenn der Mensch nichts mehr als Mensch ist, wenn Alles Eins geworden.

---

17. Pantheistischer Abschluß. Prometheus.

„In Lessings Erziehung des Menschengeschlechts“, sagt der Protestant Gelzer, „ist schon der Versuch sichtbar, den denkenden Geist mit dem Dogma der Kirchenlehre zu versöhnen.“ Das ist, soweit der Pantheismus als Ausgangs- und Endpunkt der Lessing'schen Religionsphilosophie bezeichnet wird, gewiß vollkommen richtig. Der Gott, vor dem alle positiven Religionen gleich gut sind, der alle gleichermaßen als nothwendige Entwicklungen der menschlichen Vernunft erzeugt und gutheißt, das Judenthum beim Heidenthum und das Heidenthum beim Judenthum in die Schule schickte, um aus beiden das Christenthum, und aus diesem, unter dem Beistand neuer Juden und Heiden, das „ewige Evangelium“ zu entwickeln — ein solcher Gott kann nur ein pantheistischer Gott sein. Nur ein solcher läßt mit nimmer endenden Wandlungen des Menschengeschlechts, mit ewigen Wanderungen der Seele, mit einer endlos fortwaltenden Entwicklung des Universums sich vereinen. Nur ein solcher kann der Menschheit das traurige Ziel geben, sich durch sichtbare, naturgemäße Kräfte zu einem großen, organischen Ganzen aufzubauen, dann durch eine geheime Macht langsam zerstückt und aufgelöst zu werden und endlich in einem Ocean unzusammenhängender Monaden zu verschwinden. Nur vor einem pantheistischen Gott kann Autorität und Rebellion zu gleichem Recht bestehen und die sociale Zerstörung das höchste Rechtsprincip der Menschheit werden. Die Freimaurergespräche wurzeln wie die Erziehung des Menschengeschlechts in pantheistischem Grund und Boden.

Doch ist Lessing nicht erst in der letzten Periode seines Lebens dem Pantheismus anheimgefallen. Der pantheistische Grundzug reicht in seinen ersten Versuch einer Religionsphilosophie zurück, und dieser Versuch selbst ist nicht so sehr aus dem Bestreben hervorgegangen, die Vernunft mit dem Christenthum zu versöhnen, wenn auch der Titel ‚Das Christenthum der Vernunft‘ heißt, als vielmehr aus dem jugendlichen Experimente, den Optimismus und die Monadenlehre des Leibniz auf die Grundlage einer nothwendigen Schöpfung zu stellen. Diese pantheistische Grundrichtung behielt er bei, als er in Breslau den Spinoza genauer studirte, und an

Stelle der Leibnizischen Kosmologie die ältesten Kirchenväter in den Rahmen seiner Betrachtung zog, und da ihm in den späteren theologischen Kämpfen und Studien das positive Christenthum vollends und unrettbar abhanden kam, ergab sich aus der festgehaltenen pantheistischen Weltanschauung von selbst die Folgerung, das Christenthum als die hervorragendste unter den verschiedenen nothwendigen Vernunftentwicklungen zu betrachten.

Daß Lessing den Pantheismus in seinen letzten Schriften nirgends klar und deutlich formulirt, kann nicht befremden, da Spinoza und der Spinozismus zu seiner Zeit noch in den weitesten Kreisen in völligem Verruf stand, Lessing aber, seiner eigenen Neigung wie den äußern Umständen folgend, sich nicht so sehr mit dem philosophischen Inhalt des Christenthums, als mit dessen religionsgeschichtlicher Entwicklung beschäftigte. Doch fehlt es wenigstens nicht an einem ausdrücklichen Privatzeugniß, daß er sich am Schlusse seines Lebens unumwunden zum Pantheismus bekannte.

Am 5. Juli 1780 besuchte ihn der Philosoph Jacobi in Wolfenbüttel. Sie sprachen, wie derselbe berichtet, noch an demselben Tag „über viele wichtige Dinge; auch von Personen, moralischen und unmoralischen, Atheisten, Theisten und Christen". Am folgenden Tag gab Jacobi seinem Freunde Göthe's Prometheus zu lesen.

„Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n:
Mußt mir meine Erde doch lassen steh'n,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest."

„Sie haben so manches Aergerniß gegeben," sagte Jacobi, „so mögen Sie auch wohl einmal eines nehmen!" Lessing las das Gedicht und gab es mit den Worten zurück: „Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das schon lange aus erster Hand ... Der Gesichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigener Gesichtspunkt. .... Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht mehr genießen. Ἓν καὶ Πᾶν! Ich weiß nichts Anderes. Da-

hin geht auch dieses Gedicht." — Jacobi: „Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden." — Lessing: „Wenn ich mich nach Jemand nennen soll, so weiß ich keinen Andern." — Jacobi: „Spinoza ist mir gut genug, aber doch ein schlechtes Heil, das wir in seinem Namen finden." — Lessing: „Ja; wenn Sie wollen. Und doch . . . Wissen Sie etwas Besseres? . . . . Es gibt keine andere Philosophie, als die des Spinoza."

Ueber dieß Gespräch ist viel geschrieben worden. Man hat es möglichst abzuschwächen gesucht. Da Jacobi dasselbe erst mehrere Tage nachher zu Papier brachte, so wäre es unrecht, auf den Wortlaut seines Berichtes ein in's Einzelne gehendes Urtheil über Lessings philosophische Ansichten in Betreff des Spinozismus, Fatalismus, Determinismus rc. zu gründen. Daß aber Lessing im ganzen Verlauf des Gesprächs zu Spinoza hielt, die orthodoxen Begriffe von der Gottheit verwarf, das Ἓν καὶ Πᾶν als seine Philosophie und den Gesichtspunkt des Göthe'schen Prometheus als seinen Gesichtspunkt bezeichnete, das sind so einfache, auf Eins hinauslaufende Dinge, daß sie Jacobi doch wohl auch noch nach mehreren Tagen erinnerlich sein konnten und mußten.

Nimmt man die pantheistische Richtung der ‚Erziehung des Menschengeschlechtes' und der ‚Freimaurergespräche' hinzu, so hat man durchaus keinen Grund, zu zweifeln, daß Lessing in dem Prometheus seinen eigenen Gesichtspunkt verkörpert fand.

„Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?

Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest, jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillt
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herr'n und deine?
Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!"

Gleich diesem Prometheus verachtete Lessing „Opfersteuer und Gebetshauch" als „conventionelle Zusätze zur natürlichen Religion", gleich ihm betrachtete er den christlichen Glauben als ein überwundenes Vorurtheil der Kindheit, gleich ihm wollte er keine Wahrheit von Gott, sondern alle Wahrheit sich selbst verdanken. Zum Manne geschmiedet von der allmächtigen Zeit, suchte er seinen Trost im Leiden nicht bei Gott, sondern in den Zerstreuungen, Beschäftigungen und Kämpfen des Lebens. „Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, knirsche eins mit den Zähnen und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wetter wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!" Und so sitzt er denn zuletzt einsam, mit Gott und Welt zerfallen, und formt Menschen, denen ihr „Ich", so wie ihm, das Höchste ist, deren Leiden und Freuden im ewigen Entwicklungsstrom des Absoluten versinken, die ohne Hoffnung auf ein Jenseits, den ganzen organischen Bestand der Menschheit untergraben, um das All-Eins — das Ἓν καὶ Πᾶν

— die ewige Wahrheit in ewigem Zweifel, die ewige Negation in ewiger Affirmation, das Chaos in endlosen Entwicklungen und Rückentwicklungen über die lichte, schöne, geordnete, erlöste, zur ewigen Verklärung bestimmte Welt des einigen und dreieinigen Gottes hereinbrechen zu lassen.

Glücklich konnte ein solcher prometheischer Geist nicht sein. Der Widerspruch gegen den Besitz der Wahrheit trieb ihn unstet von einem ungelösten Räthsel in's andere. Er konnte und wollte keine Ruhe haben. Die Antworten, die er sich gab, waren voll neuer Fragen, auf die er noch keine Antwort wußte. Die Weltanschauung, die er sich zurechtgelegt hatte, war im Grunde nur ein Gewebe von Zweifeln, deren Lösung er einer fernen, nur durch den Traum der Seelenwanderung erreichbaren Zukunft anheimstellen mußte. Dabei zwang ihn die mit den Theologen angesponnene und noch nicht völlig ausgetragene Fehde, den Blick beständig auf das „abgethane" Christenthum zurückzuwenden.

---

18. Tragischer Untergang.

Das Christenthum war eben nicht abgethan; es stand noch immer vor ihm in der Geschichte als eine unzerstörbare, durch keine wissenschaftlichen Versuche hinwegzustreitende Thatsache. Je mehr ihn seine theologische Fehde nöthigte, die Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte zu studiren, desto klarer stellte sich ihm der Protestantismus in seiner ganzen innern Unhaltbarkeit dar, desto heller aber sah er auch ein, daß das geschichtliche Christenthum auf einer von Jahrhundert zu Jahrhundert, unter der Autorität der Bischöfe fortgepflanzten Ueberlieferung beruhe. War es ihm auch bloß vermuthlich, daß die christliche Religion „so lange fortdauern wird, als es Menschen gibt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, das ist ewig", vernichtete er die göttliche Autorität der synoptischen Evangelien durch eine unbewiesene und unbeweisbare Hypothese: so stand ihm doch historisch fest, daß das kanonische Ansehen der hl. Bücher wie ihr Ursprung eine mündliche Ueberlieferung voraussetzten, daß Bibel und Tradition während der ersten christlichen Jahrhunderte in den Händen des kirchlichen Lehramtes lagen und daß die Ueberlieferung des geschriebenen und ungeschriebenen Gotteswortes durch den Klerus (d. h. das kirchliche Lehramt) ununterbrochen hinauf in die Zeiten der Apostelschüler und Apostel reichte. So eifrig durchforschte er die Väter der ersten Jahrhunderte, Justinus und Ignatius, Theophilus und Irenäus, Clemens von Alexandrien und Tertullian, Athanasius und Hilarius, so nahe, so klar, so handgreiflich trat ihm bei diesen Studien die göttliche Einsetzung des kirchlichen Lehramts vor die Augen, daß er nur die Augen offen zu behalten brauchte, um in ihm den höchsten Richter des Glaubens und den geschichtlichen Träger der christlichen Offenbarung verkörpert zu schauen. Doch wo diese Fundamentalwahrheit des Christenthums ihm nahe trat, wandte er sein Auge ab oder schloß es. Er wollte ja nur den protestantischen Bibelglauben zerstören.

Von Zank und Studium aufgerieben, von vielen Krankheiten erschüttert, sehnte er sich endlich nach dem Augenblick, wo er die Acten seines theologischen Streites schließen und den Ungenannten sich selbst überlassen

könne. Gerne hätte er sich wieder dem Gebiete der Kunst zugewandt. „Und doch fürchte ich mich davor," schreibt er (25. Juni 1780) an Herder, „die Versatilität des Geistes verliert sich, glaube ich, von seinen Eigenschaften am ersten. Es kostet so viel Arbeit, mich umwälzen zu lassen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage wieder verweilen kann. Und das kann ich jetzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologischen Händeln ziehen soll."

Da er in seinem Kampfe mit den Theologen beständig einen von dem Ungenannten verschiedenen Standpunkt behauptet, ja sich sogar als gläubigen Christen und selbst als Gönner und Vertheidiger des Christenthums gegen den Ungenannten gestellt hatte, war Göze endlich auf den naheliegenden Gedanken gekommen, sein Glaubensbekenntniß zu fordern. Lessing gab es: „Ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann: daß ich unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind." Dieses Glaubenbekenntniß that Lessing den guten Dienst, den Streit auf das Gebiet der Kirchengeschichte und älteren Patristik zu lenken, in welchem er sich den bibelgläubigen Theologen gegenüber so sicher fühlte, daß er sie mit einer großsprecherischen Versicherung seiner Belesenheit zum Kampfe lud. Sie konnten ihm auch, je mehr er sich auf katholischen Boden stellte, desto weniger Triftiges erwiedern. Aber, wie er selbst zwei Jahre später — eben zu spät — einsah, vermochten weder die aufgeklärten, noch die gläubigen Protestanten mit einer Wendung zufrieden zu sein, welche sich zwischen Glauben und Unglauben in der Mitte hielt und objectiv den Gedanken an die alte, katholische Kirche nahe legte. „Ist er noch so weit zurück?" dachten die Einen. „Wenn er nur das will!" dachten die Andern; „was haben wir denn für einen Lärm über ihn angefangen!"

Zudem hatte die ganze Controverse ihren persönlichen, dramatischen und populären Charakter verloren. Es war eine ernste theologische Disputation ohne komische Beilagen, mit endlosen griechischen und lateinischen Texten geworden, eine gelehrte Streitigkeit, wie er sie einst in seinen ‚Gedanken über die Herrenhuter' verspottet hatte. Das war nichts für das große Publikum. Die skandalsüchtige Menge, welche die flammenden Invektiven des witzigen Bibliothekars gegen den Hauptpastor mit offenem Ohr und Mund verschlungen hatte, verlief sich, sobald der Bibliothekar

griechisch zu dociren anfing und dem Gottesgelehrten Walch in Göttingen die Stromata des Alexandrinischen Clemens erklärte. Die Aufgeklärten unter den gelehrten Zuhörern stutzten. Was soll die „Regel der Wahrheit" in dem aufgeklärten 18. Jahrhundert? in der dritten Periode der Erziehung des Menschengeschlechts? im großen Werke der Loge? Die Orthodoxen sahen sich mit dem Greuel aller Greuel, der katholischen Tradition bedroht. Nicolai, Mendelssohn, die Aufgeklärten überhaupt kannten ihren alten Freund nicht mehr, als er, wenn auch nur γυμναστικῶς (nach Fechterart) wie ein Kirchenvater mit Kirchenvätern gegen lutherische Pastores kämpfte. Selbst Campe, Herder und Andere, welche über die Freimaurergespräche in honigsüße Complimente zerflossen waren, konnten ihren Lessing nicht begreifen. Allgemein zog man sich von ihm zurück und ließ ihn links liegen.

Es war, als wollte Gott dem hochbegabten Mann in dem traurigen Bankerott seiner vermeintlich klugen Berechnungen, in der Wandelbarkeit menschlicher Urtheile und Sympathien, am Ende seiner Tage noch eine Frist zu besserer Besinnung, einen erschütternden Ruf der Gnade bieten. Das undankbare diplomatische Spiel, das er mit dem höchsten Gute der Menschheit, mit der Wahrheit des Christenthums getrieben, mußte ihn doch erinnern, daß die Gunst der Welt ein eitler Hauch ist und daß der bloße Zweifel keine Befriedigung geben kann. „Ich glaube nicht," schrieb er (19. Dec. 1780) an Mendelssohn, „daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war gar nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen; und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! Diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen."

Die Scene war wirklich aus. Aus der muntern Komödie war eine ernste, erschütternde Tragödie geworden. Umsonst blickte Lessing auf die von ihm verlassenen Gefilde der schönen Kunst zurück. Es ging nicht mehr. Er brachte nicht einmal mehr seine ‚Briefe an verschiedene Gottesgelehrte' und andere theologische Bruchstücke zu Ende. Die Hypochondrie, welche nach dem Tode seiner Frau mit neuer Macht aufgetaucht war,

fraß unaufhaltsam am Marke seines Lebens. Schlafsucht und Ermattung lähmten vielfach seine Thätigkeit. Während des Sommers 1779 war er häufig bettlägerig. Im Winter darauf wurde es noch schlimmer; ein Halsleiden untergrub seine Kräfte so, daß er sich glücklich schätzte, auch nur noch vegetiren zu können. Als das überstanden war, befiel ihn ein länger andauerndes Flußfieber.

Der Mann, welcher ihm in dieser trüben Lage die herzlichste und thätigste Freundschaft bewies, war der erwähnte Philosoph Jacobi, welcher vom Spinoza nichts wissen wollte, sondern noch eine persönliche, vernünftige Ursache der Welt annahm. Da es ihm nicht entging, daß das einsame in sich Hineinbrüten und das gewaltsam erzwungene Studium den kranken Zustand Lessings am meisten verschlimmerten, suchte er ihm schon bei dem früher erwähnten Besuch Zerstreuung und Freude zu verschaffen. Er lud ihn ein, mit nach Hamburg zu kommen und dann eine weitere Reise mitzumachen, die er beabsichtigte. Wurde auch hieraus nichts, so brachte er doch Lessing wenigstens wieder einmal nach Braunschweig und später, auf der Rückreise von Hamburg, zum Freund und Canonikus Gleim in Halberstadt, und erfreute ihn in der Zwischenzeit mit philosophischen Novitäten.

So gelang es ihm, den Kranken etwas zu zerstreuen; aber über innere, tiefer wurzelnde Leiden vermochte er ihn nicht zu erheben. „Es lag eine gewaltige Schwermuth auf ihm," berichtet Jacobi über die Rückreise von Halberstadt, am 15. März 1781 an Elise Reimarus, „und ich werde nie den Morgen vergessen, den ich auf meiner Zurückreise mit ihm zubrachte. Erst disputirten wir; ich widerlegte einige seiner Behauptungen so nachdrücklich, daß er nicht weiter konnte. Sein Gesicht wurde entsetzlich; ich habe nie so ein Gesicht gesehen. Aber bald darauf wurde er weich, und je länger, je vertraulicher. Er klagte mir, daß ihn Alles verließe. Selbst eine gewisse Person, die ihm seit Jahren mit der innigsten Freundschaft zugethan gewesen, und von der er gewiß wäre, daß sie ihm sogar ihre Hand nicht versagt haben würde, auch diese entferne sich jetzt von ihm. — Er ließ mich von fern argwöhnen, seine verstorbene Frau habe ihm auf dem Todtenbette Vorwürfe gemacht, daß er sie mit unglücklichen Meinungen angesteckt habe. So etwas wäre entsetzlich, und verböte ihm, an Ehe, an Kinder, an Liebe zu denken. — Was ich hierauf erwiederte, können Sie sich ungefähr vorstellen. Vornehmlich suchte ich ihn zu bereden, zu mir nach Düsseldorf zu kommen, wo er vor allen Gläu-

digern ziemlich sicher sein würde. Die Schilderung, die ich ihm von seiner Lage unter uns machte, gefiel ihm und schien ihn zu rühren, und wäre er mit seinen Auszügen für die Kirchengeschichte fertig gewesen, ich glaube, ich hätte ihn entführt."

Im August 1780 raffte sich Lessing zum letzten, verzweifelten Versuche auf, die ihm so verhängnißvolle Theologie wieder mit dem Schauspiel zu vertauschen. Er schloß einen Vertrag mit der Hamburgischen Theaterdirektion, ihr jährlich zwei neue Schauspiele zu je 50 Louisd'or zu liefern. Im October reiste er nach Hamburg; es war seine letzte größere Reise. Im Kreise der Freunde daselbst schien er neu aufzuleben. „Er ist fast ganz der Alte!" meinte Elise Reimarus. Aber kaum nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, schrieb er ihr: „So sehr ich nach Hause geeilt, so ungern bin ich angekommen. Denn das Erste, was ich fand, war ich selbst. — Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen, gesund zu sein und zu arbeiten? — Freilich! höre ich meine Freunde mir nachrufen, denn ein Mann wie Sie kann Alles, was er will. — Aber, liebe Freunde, wenn das nur etwas Anderes hieße, als: kann Alles, was er kann. Und ob ich dieses Können jemals wieder fühlen werde, das ist eine Frage."

Er wollte dieß Können noch einmal versuchen. Fleißiger Briefwechsel mit den Hamburger Freunden, meinte er, würde ihn von der Last seines unheimlichen Selbstbewußtseins befreien und wieder aufleben lassen. Er versprach, wöchentlich zu schreiben. Umsonst. Im Januar bildete sich die Brustwassersucht immer deutlicher aus. Am 13. Februar, nach einem Besuche in Braunschweig, kam er so engbrüstig nach Hause, daß er nicht mehr sprechen konnte; am 15. Febr. 1781 erlag er einem Schlaganfall.

„Während seiner Krankheit," so meldet J. A. Leisewitz, „war er sehr ruhig, gelassen und zuweilen munter, oft und lange außer Bette, nahm viele Besuche an und ließ sich vorlesen. Zu einer Zeit schien er sich seinen Tod sehr nahe, zu einer andern sehr entfernt zu denken. Auf seine gänzliche Genesung hoffte er unterdessen nicht und erklärte einmal, er sei auf Leben und Tod gefaßt." Amalie, die Stieftochter Lessings, erzählt, sie habe am Abend seines Todestages an der Schwelle seines Krankenzimmers gesessen, um ihre Thränen vor ihm zu verbergen. Da habe sich plötzlich die Thüre geöffnet, er sei herausgetreten, das Antlitz bereits durch hypokratische Züge markirt und mit Todesschweiß bedeckt, und habe ihr stumm, mit unaussprechlich seelenvollem Blick, zum letzten Mal die Hand gedrückt. Darauf habe er versucht, vor den umstehenden

Freunden das Haupt zum Gruße zu entblößen, sei aber unerwartet zusammengebrochen und mit überraschender Schnelligkeit einem Schlagfluß erlegen. Bei seinem Eintritt in's Zimmer glaubte sie einen Strahl himmlischer Verklärung auf seinen Zügen bemerkt zu haben.

Die Gegner Lessings verdachten es ihm sehr, daß er beim Herannahen des Todes den Abt Jerusalem von seiner Schwelle gewiesen, dagegen in dieser ernsten Stunde Juden in seiner Umgebung geduldet habe. Man legte ihm das Wort an einen Freund in den Mund: „Wenn Sie mich im Sterben sehen, rufen Sie mir den Notar herbei; ich will mich gegen ihn erklären, daß ich in keiner der herrschenden Religionen sterbe." Ein Geistlicher wollte ihn nur den verstorbenen Herrn Lessing, nicht nach üblichem Brauch den seligen Herrn Lessing genannt wissen. Im Volke, so hieß es, gehe die Meinung rund, Lessing sei mit Haut und Haar vom Teufel geholt worden. Eine anonyme Flugschrift: „Lessings letzte Stunden", Berlin 1781, brachte die Verse:

„— Und da jetzt Lessing um sich sah,
Gab ihm ein Engel die Fragmente,
Mit Glanz umgeben, in die Hände.
Spinoza — und Locke — und Bayle nahten sich,
Und ersterer sprach: O Freund, so haben wir nun dich!"

Der katholische Beobachter wird weder auf diese Aeußerungen protestantischer Lieblosigkeit großes Gewicht legen, noch auf die „himmlische Verklärung", welche Lessings Stieftochter über das Antlitz ihres Vaters ausgegossen zu sehen glaubte. Was ihm furchtbar ernst vorkommen wird, ist der Umstand, daß in den Berichten über Lessings letzte Krankheit und Tod von keinem religiösen Worte, von keinem Zeichen religiöser Gesinnung die Rede ist, während er sich offenbar so viel Zerstreuung als möglich verschaffte. Schreckte er schon beim entfernteren Nahen des Todes davor zurück, sich selbst, nur sich selbst zu finden, wie muß ihm zu Muthe gewesen sein, als alle Mittel, sich zu zerstreuen, sich zu vergessen, entschwanden? Wir wissen es nicht. Es ist uns verborgen, ob Gott nicht in jenem letzten Augenblick unsichtbar ein Wunder seiner Barmherzigkeit gewirkt hat. Doch sagt uns der Glaube, „daß der Baum so liegen bleibt, wie er fällt", — und jedes katholische Herz wird vor einem Ende, wie das Lessings war, unwillkürlich erbeben.

Schlußwort.

Ueberblickt man den gesammten religiösen Entwicklungsgang Lessings, so ist es fast unmöglich, in demselben ein treues Spiegelbild der neueren Entwicklung des Protestantismus zu verkennen. Ward sich der Protestantismus in Leibniz der ungeheuren Verluste bewußt, welche der Menschengeist durch den Abfall von der gottgesetzten Lehrerin der Völker erlitten, strebte er in Unionsversuchen zur Einheit des Glaubens, in philosophischen Spekulationen zur Wissenschaft der Vorzeit, in politischen Verhandlungen zur politischen Einheit des Reiches zurück, war er bereits auf dem Wege, sich auch dem Quell der Einheit, dem Princip der Autorität, wieder zu unterwerfen, so bäumte er sich in Lessing wild und gewaltig zu einer zweiten, tiefergreifenden Revolution auf, zerriß die künstlichen Fäden, mit denen man den Mangel an innerer, organischer Einheit ersetzen zu können glaubte, und schleuderte die letzten Reste der christlich-mittelalterlichen Weltanschauung mit unwiderstehlicher Centrifugalkraft hinaus in das Chaos des atomistischen Individualismus.

Lessing sprach das letzte Wort des Protestantismus, zog seine letzte Consequenz: unbedingte Herrschaft der Einzelvernunft auf dem Gebiete der Religion, des Wissens, des socialen Lebens!

Auf religiösem Gebiet formulirte sich dieses eine consequente Princip als allgemeine „Toleranz" und Indifferentismus, auf wissenschaftlichem als „freie Wissenschaft", auf politischem als „Freimaurerei".

Der Stufengang, auf welchem Lessing zu diesen Resultaten gelangte, ist wesentlich derselbe, auf welchem der deutsche Protestantismus im großen Ganzen zur vielgepriesenen „Geistesfreiheit" des 19. Jahrhunderts gelangt ist. In der ersten Begeisterung für das „reine Evangelium," gleichsam in ihrer Kindheitsepoche, läßt sich die individuelle Vernunft das Joch einer in sich unhaltbaren, auf keiner göttlichen Sendung, sondern auf dem bloßen Einzelwillen und der Staatsgewalt beruhenden Autorität gefallen. Durch die übertriebenen Forderungen dieser unberechtigten Autorität wird sie schon im Knabenalter zum Widerspruch aufgestachelt, des Joches über-

drüssig, wirft es innerlich ab und ersehnt den Augenblick, es auch äußerlich von sich zu werfen. Ohne innern sittlichen Halt, ohne wissenschaftliche Ueberzeugung von der Berechtigung des Autoritätsprincips überhaupt, mit entschiedenem Widerwillen dagegen, erliegt sie, sobald sie nur zum Genuß der Freiheit gelangt ist, dem Hange zur religiösen Gleichgiltigkeit, den nächstliegenden irdischen Genüssen und Interessen. Nachdem sich der erste Jugendrausch ausgetobt, wendet sich die bedächtiger gewordene Vernunft zu den verschiedenen Philosophien, studirt sie kritisch, zweifelt an allen herum, findet in keiner Befriedigung, combinirt die eine mit der andern, entwickelt aus der Mischung eine neue, findet auch diese, weil unbefriedigend, einer steten Weiterentwicklung bedürftig und langt zuletzt beim Pantheismus an, als dem einzigen System, welches für Alles Platz hat und das große Gesetz endloser Entwicklung systematisch begründet. Doch zwei Mächte stellen sich in der wirklichen Welt der im Reiche des Idealen völlig unabhängigen Vernunft entgegen: die religiöse Autorität, verkörpert im geschichtlichen und noch immer lebenskräftigen Christenthum, und die bürgerliche Autorität, verkörpert in den socialen Organismen der geschichtlichen Staaten. So leicht es ist, diese beiden Gegner in skeptischen und pantheistischen Theorien „wissenschaftlich" aufgehen zu lassen, so schwer wird es der independenten Vernunft, ihrer thatsächlichen, wirklichen, lebenskräftigen Macht zu begegnen. Unvermögend, den offenen Kampf zu bestehen, wirft sie sich der Freimaurerei in die Arme und sucht in einem weltumspannenden Geheimbund eine Macht zu schaffen, die Kirche und Staat überflüssig macht, alle „Trennungen" und Gliederungen der Gesellschaft aufhebt und nur Menschen, d. h. nur Individuen ohne eine verbindende Autorität (hier liegt die ungeheure Absurdität der Lüge) zur Menschheit verbindet.

Bringt Lessings Entwicklungsgang auf solche Weise den Zersetzungsproceß zur Anschauung, durch welchen der gläubige Protestantismus zu seinem consequenten, freimaurerischen Abschluß gelangte, so stellt er nicht minder die Hilfskräfte dar, welche bei demselben wirkten, und die concreten Richtungen, in welchen die „moderne Cultur", das Kind des Protestantismus, sich hauptsächlich entwickelte. Jene Hilfskräfte sind der in England zuerst formulirte Naturalismus und Deismus, die Philosophie des Descartes und Spinoza, die materialistische Naturwissenschaft, der Einfluß der französischen Encyklopädisten, die Einwirkung ausländischer Mode und Liederlichkeit, die schleichende Opposition gegen die bestehende Verfassung des Reiches, der Einfluß der Juden auf Literatur und öffent-

liches Leben, die im Zusammenhang mit der Loge systematisch betriebene Aufklärerei. So wenig Lessing sich einer einzelnen dieser Kräfte dienstbar machte, so sehr war er von ihrem gemeinsamen Wirken beeinflußt, und durch diesen vereinten Einfluß ist er geworden, was er ist:

der Philosoph, der Leibniz und die conservative Philosophie nur dazu benützt, um den Pantheismus des Spinoza neu, deutsch, in anziehenderem Gewande zu entwickeln;

der Theologe, der die ganze Theologie des Christenthums aus dem Boden der Offenbarung reißt, um sie als materia vilis philosophischer Experimente allegorisch zu deuten, zu rationalisiren, zu verflüchtigen;

der Exeget, der ehrfurchtslos das Schwert der destructiven Kritik an die Bibel legt, ihre Autorität vernichtet, ihren Inhalt der Willkür der Philologen und Historiker preisgibt;

der Kirchenhistoriker, der die Geschichte des Christenthums in phantastischen, traumhaften Hypothesen aufgehen läßt, dessen göttlichen Stifter zu einem jüdischen Philosophen, dessen Kirche zu einem ungesetzlichen Geheimbund herabsetzt;

der Kritiker und Tagesschriftsteller, der, unabhängig von göttlicher und menschlicher Autorität, höchstens von der öffentlichen Meinung des Publikums beschränkt, Philosophie und Offenbarung, Kirche und Staat, Wissenschaft und Kunst vor sein höchstes, unfehlbares Tribunal zieht;

der Philologe und Humanist, der die antike Bildung, abgetrennt vom Christenthum, um ihrer selbst willen sucht;

der Dichter und Kunstrichter, der die Kunst als Selbstzweck anstrebt, ihre Thätigkeit von der Religion emancipirt, dem heidnischen Kunstideal nicht nur in seinen untergeordneten Formen, sondern auch in seiner Weltanschauung huldigt;

der Dramaturg, der theoretisch die Bühne als nationale Bildungsschule „wahrer Menschlichkeit“ aufstellt, sie praktisch zum tendenziösen Agitationsmittel entwürdigt;

der Freimaurer, der, im innersten Herzen vaterlandsloser Kosmopolit, nach außen beständig den „nationalen Gedanken“ predigt — dem Staate die Herrschaft über die positive Religion zuerkennt, aber den Staat zugleich als eine „Trennung“ befeindet, die der Verwirklichung der höchsten menschlichen Ideale im Wege steht.

In dieser merkwürdigen Allseitigkeit trug Lessing fast alle leitenden Elemente der anbrechenden „Culturepoche“ in seinem Geiste. Er verkörperte sie in seiner Thätigkeit und gab ihnen, wenn theilweise auch nur

aphoristisch, ihre Richtung. Reichte seine Kraft nicht aus, auch als Schulmann und Naturforscher aufzutreten, so hatte er doch bereits seinen Blick auf eine rationalistische Pädagogik und auf eine religionslose Naturwissenschaft als Ziele des Fortschritts gerichtet. Die von ihm angeregten Ideen brauchten nur auf den einzelnen Gebieten weiter ausgebaut und zur Herrschaft gebracht zu werden — und die neue Culturepoche der reinen Menschlichkeit war fertig.

Ihrem Urheber entsprechend, führt diese Culturperiode beständig das Losungswort der Toleranz und der freien Wissenschaft im Munde. Sie trägt auch deutlich Lessings Signatur an ihrer Stirn; dieselbe Gleichgiltigkeit gegen Gott und Religion, denselben selbstbewußten Wissensstolz, dieselbe ruhelose Zweifelsucht, dasselbe tragische, in sich selbst zusammenbrechende Unvermögen, an die Stelle der untergrabenen christlichen Weltordnung etwas Besseres zu setzen.

Bei dieser inneren Verwandtschaft ist es durchaus natürlich, daß die moderne deutsche „Cultur" Lessing als einen ihrer ersten Heroen und Begründer dankbar ehrt und anerkennt. Es kann auch nicht befremden, wenn er mit seiner scharfen Consequenz, seiner unerbittlichen Negation und der gewaltigen Geistesarbeit, die in seinen Werken zu Tage tritt, in den ersten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts einem Friedrich von Schlegel als „ein tiefer Denker, als ein redlicher Zweifler" erscheinen mochte. Die religiösen Gegensätze hatten sich damals noch nicht so scharf gesondert, wie heute. Hand in Hand träumten damals katholische und protestantische Romantiker, die Poesiefülle des Mittelalters wieder in's Leben zu rufen. Es brauchte die ganze Rohheit eines Voß, um sie zu überzeugen, daß der aufgeklärte Protestantismus gegen das Christenthum keine Toleranz kennt; und selbst einem Görres gelang es nur langsam und mit gewaltiger Anstrengung, sich von dem Zauber der Revolutionsidee und ihres Entwicklungswahnes zu befreien. Auffallender ist es, daß Joseph von Eichendorff noch mehrere Decennien nachher das milde Urtheil Schlegels wiederholte, Lessing als einen Mann betrachtete, der überall treu, offen und gewaltig nach Wahrheit rang und dennoch, vom Dämon des Scharfsinns überwältigt, an der Schwelle des Allerheiligsten unbefriedigt zusammensank. Man mag dieß Urtheil als einen Ausfluß edler Herzensgüte, ritterlicher Duldsamkeit entschuldigen; richtig ist es jedenfalls nicht, und kann es nicht sein, da es der Güte und Gerechtigkeit Gottes einfachhin widerspricht, einen Mann, der überall treu, offen und gewaltig nach Wahrheit ringt, gerade an dem Scharfsinn seines treuen,

offenen und gewaltigen Forschens scheitern und unbefriedigt untergehen zu lassen. In der That zeugen die Schriften und Briefe Lessings nicht nur von einem bruchstückweisen, unsystematischen Forschen, das man nur per errorem gewaltig finden kann, von einem stolzen und untreuen Forschen, das den Besitz der Wahrheit von vorneherein von sich abweist, sondern auch von einer diplomatischen, tendenziösen, doppelzüngigen Mißhandlung der Wahrheit, welche sich mit offener und treuer Wahrheitsliebe absolut nicht vereinen läßt.

Heute, wo Lessings antireligiöses Forschen von den Aufschlüssen seiner Biographen, von den Ergebnissen seiner Epigonen, von der Lichtfülle eines ganzen Jahrhunderts des Lichts und der Aufklärung beleuchtet wird, wo im Namen dieser Toleranz und Aufklärung die heiligsten Güter der deutschen Katholiken und Protestanten angetastet werden, ist es gewiß nicht am Platz, die milden Urtheile eines Schlegel und Eichendorff länger ohne Einschränkung zu wiederholen. Vollends unrichtig und verfehlt ist das Bemühen, Lessings Schriften, welche bis auf wenige durch und durch vom zersetzenden Geiste des Unglaubens durchsäuert sind, so viel als nur eben möglich, zum Haus- und Schulgebrauch der katholischen Jugend zu retten, in der Besprechung seines Lebens den religiösen Gesichtspunkt möglichst zu eliminiren und vor dem Standbild des großen Mannes so viel Weihrauch zu verbrennen, als man, ohne Gefährdung seiner kirchlichen Reputation, dem Cultus der christlichen Religion, der christlichen Wissenschaft und der christlichen Kunst entführen zu dürfen glaubt.

Es ist in dieser Hinsicht des Guten gewiß genug geschehen. Es wäre Zeit, der katholischen Jugend offen und rund heraus zu sagen, daß bei einem Lessing weder christliche, noch wahre nationale Bildung zu haben ist, daß ihm das Ideal der wahren Menschlichkeit, der Gottmensch Christus, völlig abgeht, daß er mit den Idealen der christlich-deutschen Vergangenheit sich in keinem Zusammenhang befindet, daß er die christliche Religion verachtet, rationalisirt und bekämpft. Sage man es der katholischen Jugend, daß Lessing seine kraftvolle Sprache, sein scharfes Urtheil und seinen feinen ästhetischen Geschmack nicht durch Vielleserei, nicht an der deutschen Mode- und Tagesliteratur seiner Zeit gebildet hat, sondern durch Studium, durch unermüdlich-ernste Geistesarbeit, an den Vorbildern des classischen Alterthums. Diese Mittel stehen auch ihr zu Gebot; da kann sie sich bilden, sich schärfen, geistig wachsen und erstarken, ohne daß das Kleinod ihres Glaubens in Gefahr kommt und ohne daß ihr Herz von der traurigen, poesielosen Menschlichkeit der modernen Aufklärung verflacht wird. Ist sie in kräf-

